

Antisemitismus zwischen Klassenzimmer und Freizeit

Jüdische Erfahrungen und
Perspektiven in Bayern

RIAS Bayern
Recherche- und Informationsstelle
Antisemitismus Bayern



Impressum

Herausgeber

VAD – Verein für Aufklärung und Demokratie e. V.
und Recherche- und Informationsstelle
Antisemitismus Bayern (RIAS Bayern),
Postfach 33 08 42, 80068 München,
Telefon: 089 1222340 60, info@rias-bayern.de

München, 1. Auflage 2026

Dieser Bericht kann auf rias-bayern.de
heruntergeladen und unter info@rias-bayern.de
als Printexemplar bestellt werden.

V. i. S. d. P. ist Dr. Annette Seidel-Arpaci,
VAD – Verein für Aufklärung und Demokratie e. V.,
Schellingstr. 109a, 80798 München,
Telefon: 089 12223 40 50, info@vfaud.de,
Steuer-ID: 143/223/51330

Autor:innen

Eva Gruberová, Samuel Höhn

Redaktion

Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus
Bayern (RIAS Bayern)

Lektorat

Dr. Lars Breuer

Illustrationen

Greta von Richthofen

Druck

Senser Druck, Augsburg

Bildnachweis

Die Bildrechte verbleiben bei RIAS Bayern
bzw. dem VAD e. V.

Urheberrechtliche Hinweise

© Copyright 2026 Recherche- und Informations-
stelle Antisemitismus Bayern (RIAS Bayern).
Alle Rechte vorbehalten. Diese Publikation wird
für nicht kommerzielle Zwecke kostenlos zur
Verfügung gestellt. Die Herausgeber behalten
sich das Urheberrecht vor. Eine Weitergabe
oder Vervielfältigung, auch in Teilen, ist nur nach
ausdrücklicher schriftlicher Zustimmung der
Herausgeber:innen gestattet. Darüber hinaus
muss die Quelle korrekt angegeben und ein
Belegexemplar zugeschickt werden.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus
Informationen insbesondere über Muster,
Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG
(„Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist
untersagt.

Haftungsausschluss

Die Informationen in diesem Bericht wurden nach
bestem Wissen und Gewissen formuliert. Für die
Vollständigkeit und Aktualität der Informationen
übernehmen die Herausgeber:innen keine Gewähr.
Diese Publikation enthält Links zu Webseiten
Dritter, auf deren Inhalt wir keinen Einfluss haben.
Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch
keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der
angegebenen oder verlinkten Seiten sind stets die
jeweiligen Anbieter:innen oder Betreiber:innen
der Seiten verantwortlich.

Schutzgebühr

Es wird keine Schutzgebühr erhoben. Wenn Sie den
Bericht per Post zugeschickt bekommen möchten,
bitten wir Sie um Erstattung der Portokosten.

Antisemitismus zwischen Klassenzimmer und Freizeit

Jüdische Erfahrungen und
Perspektiven in Bayern

Vorwort	4
----------------	----------

Einleitung	6
-------------------	----------

1. Jüdische Identität und Selbstbild	14
1.1 Herkunft, Familienerfahrung und Identität	16
1.2 Selbstwahrnehmung und Zugehörigkeit	19
1.3 Zwischen Sichtbarkeit und Rückzug	21

2. Erfahrungen mit Antisemitismus vor dem 7. Oktober	24
2.1 Stereotypisierende Zuschreibungen	26
2.2 Antisemitisches Othering	30
2.3 Zuweisung einer Expert:innen-Rolle	33
2.4 Bagatellisierung und Befürwortung der Schoah	34
2.5 Auf Israel bezogener Antisemitismus	38
2.6 Zuschreibung der angeblichen „jüdischen Allmacht“	41
2.7 Verbale Anfeindungen und körperliche Gewalt	42

3. Der 7. Oktober im persönlichen Erleben	44
3.1 Emotionale Betroffenheit	46
3.2 Reaktionen des sozialen Umfelds	48
3.3 Einschätzungen zum Antisemitismus	52
3.4 Auswirkungen auf Alltagsverhalten und Selbstwahrnehmung	56
3.5 Psychosoziale Folgen	58

4. Erfahrungen mit Antisemitismus nach dem 7. Oktober	60
4.1 Verherrlichung antisemitischer Gewalt	62
4.2 Gleichsetzungen Israels mit NS-Deutschland und Verharmlosungen der Schoah	66
4.3 Antisemitische Verschwörungserzählungen	71
4.4 Verbale Angriffe und persönliche Herabwürdigungen	74
4.5 Woher kommt die größte antisemitische Gefahr?	79

5. Umgangsweisen und Bewältigungsstrategien	82
5.1 Rückzug, Resignation und Vermeidung von Sichtbarkeit	84
5.2 Aufklärung, Konfrontation und Wehrhaftigkeit	85
5.3 Abgrenzung und Beendigung belastender Beziehungen	88
5.4 Anpassungsstrategien	91
5.5 Familie, Gemeinde und jüdisches Umfeld als Stützen	92
5.6 Resilienz durch Stärkung der jüdischen Identität	93

6. Wünsche und Zukunftspläne	96
6.1 Wünsche an die Schule und Lehrkräfte	98
6.2 Außerschulische Bildungsarbeit	104
6.3 Wünsche an die Gesellschaft	106
6.4 Zukunftspläne	107

7. Antisemitische Vorfälle im Schulkontext in Zahlen	110
---	------------

8. Fazit	120
-----------------	------------

Nachwort	130
-----------------	------------

Vorwort

Die Ergebnisse dieser kleinen empirischen Studie mit 19 Befragten aus Bayern zeichnen ein bedrückendes Bild: Antisemitismus ist im schulischen Bereich nicht erst seit dem 7. Oktober 2023 für jüdische Schülerinnen und Schüler, Eltern und Lehrkräfte zu einer gefährlichen Normalität geworden. Erschreckend ist, dass alle Befragten bzw. deren Kinder berichteten, Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht zu haben. Jüdische Schüler:innen müssen früh lernen, sich situativ anzupassen und ihr Jüdischsein zu verstecken. Das ist eines der niederschmetternden Ergebnisse dieser Studie, die erstmals näher auf die Situation in Bayern aus der Sicht von Jüdinnen und Juden schaut.

An dieser Stelle möchte ich allen Befragten, die den Autor:innen dieser Publikation ihr Vertrauen entgegengebracht und ihre persönlichen Geschichten, Erfahrungen und Gedanken mit ihnen und RIAS Bayern geteilt haben, ganz herzlich danken. Das ist gerade in einer Zeit, in der Antisemitismus allgegenwärtig ist und jüdische Erfahrungen sehr oft auf wenig Interesse und Empathie stoßen, nicht selbstverständlich. Dies gilt umso mehr nach dem 7. Oktober 2023.

Dieser Tag stellt einen tiefen Einschnitt dar. An diesem Schabbat, dem Feiertag Simchat

Thora, griffen tausende Terroristen der Hamas, des Islamischen Jihad, der PFLP und weiterer palästinensischer Gruppierungen sowie Zivilist:innen den Süden Israels an. In über 20 grenznahen Orten sowie auf dem Nova-Musikfestival wurden über 1200 Frauen, Männer und Kinder auf grausame Weise ermordet und 251 Menschen nach Gaza verschleppt. Die Täter:innen filmten sich beim Quälen, Morden und Plündern und verbreiteten diese Aufnahmen im Internet. Ganze Familien wurden ausgelöscht, von sexualisierter Gewalt und Folter berichteten Überlebende, Zeug:innen und Mediziner:innen. Nahezu gleichzeitig wurden die genozidalen Massaker international als „Befreiung“ und „Widerstand“, der alle Mittel rechtfertige, gefeiert. Von Anfang an fanden Demonstrationen statt, die sich nicht etwa gegen die furchtbaren Massaker und die Täter:innen richteten, sondern gegen die Angegriffenen. In den zweieinhalb Jahren nach dem 7. Oktober nahmen antisemitische Anfeindungen, Angriffe und tödliche Anschläge weltweit zu.

Die Bilder der Gewalt haben eine nachhaltige Wirkung, über alle Grenzen hinweg. Zum Schock und Schmerz, auch in der jüdischen Diaspora, kommt eine zunehmende Solidaritäts- und Empathieverweigerung von breiten Teilen der nichtjüdischen Welt. In den Sozialen Medien und auf den Straßen werden Häme und antisemitische Parolen verbreitet. Innerhalb von zweieinhalb Jahren nach dem schlimmsten antisemitischen Massenmord seit der Schoah ist ein ungeheures Ausmaß an Antisemitismus sichtbar geworden.

Auch in Bayern gab es Einrichtungen, die Jüdinnen und Juden und Israelis den Zutritt verwehrten. Graffiti zeigten den Magen David, den Davidstern, in ein Hakenkreuz verschlungen. Jagd- und Mordaufrufe richteten sich gegen „Zios“. Immer öfter wird jedoch mittlerweile eine solche Umwegkommunikation fallen gelassen und direkt von „Juden“ gesprochen.

2024 dokumentierte RIAS Bayern 1515 antisemitische Vorfälle, nahezu doppelt so viele wie im Vorjahr. Das ist wahrscheinlich nur ein Bruchteil dessen, was passiert ist. Hinter den Zahlen stehen Erlebnisse von Frauen, Männern und sogar Kindern, die in Bayern angegriffen, beleidigt, mittlerweile gar physisch verletzt werden. Es gibt keinen Ort, an dem Antisemitismus „keinen Platz“ hat. Auch an Schulen: Nach dem 7. Oktober erreichten RIAS Bayern viele

Anrufe von jüdischen Eltern, deren Kinder in ihrem Schulalltag für die israelische Politik verantwortlich gemacht wurden. Die uns bekannt gewordenen Vorfälle aus dem schulischen Bereich lassen ein großes Dunkelfeld erahnen. Gleichzeitig deuten sie auf eine fehlende Auseinandersetzung sowie auf einen häufig inadäquaten Umgang mit den Betroffenen von Antisemitismus hin.

Unsere Veröffentlichung zeigt, wie gegenwärtige und ehemalige jüdische Schüler:innen, jüdische Lehrer:innen und Eltern ihre Situation sehen, was sie erleben und zu welchen Einschätzungen sie kommen. Ich wünsche mir, dass die Publikation insbesondere im Bildungs- und Schulkontext viele Interessierte findet und zur Auseinandersetzung mit Antisemitismus und dem Umgang damit anregt.



Dr. Annette Seidel-Arpaci ist Leiterin
der Recherche- und Informationsstelle
Antisemitismus Bayern



Einleitung



Antisemitismus in Deutschland: divergierende Perspektiven

Für Jüdinnen und Juden in Deutschland ist Antisemitismus Alltag – und das schon lange bevor der 7. Oktober 2023 und seine globalen Folgen intensive Debatten darüber auslösten. In der breiten Öffentlichkeit fanden Erfahrungen von Betroffenen jedoch jahrzehntelang kaum Gehör. Das Fortbestehen von Antisemitismus nach 1945 widersprach dem Selbstbild einer „geläuterten“ Nachkriegsgesellschaft, in der die nationalsozialistische Vergangenheit als erfolgreich aufgearbeitet galt. Diese Wahrnehmung stand – und steht – im deutlichen Kontrast zu den Wahrnehmungen von Jüdinnen und Juden.

Die Diskrepanz zwischen jüdischen und nichtjüdischen Perspektiven spiegelte sich auch in der empirischen Forschung wider. Jüdische Erfahrungen und Sichtweisen

wurden jahrzehntelang ignoriert oder als „subjektives Empfinden“ marginalisiert; Jüdinnen und Juden galten lediglich als Untersuchungsobjekte. Ohne eine Einbeziehung jüdischer Stimmen ist es jedoch nicht möglich, das Ausmaß und die Wirkung von Antisemitismus realistisch einzuschätzen. Diskussionen darüber bleiben oft abstrakt und sind nicht selten von Bagatellisierung, Abwehrreaktionen und einem Mangel an Empathie mit Betroffenen geprägt.

Der 2017 veröffentlichte zweite Bericht des Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus des Deutschen Bundestages berücksichtigte erstmals jüdische Wahrnehmungen von Antisemitismus.¹ Gleichzeitig trugen Medienberichte über Angriffe auf jüdische Schüler:innen in Berlin dazu bei, dass Antisemitismus im schulischen Kontext aus der Sicht von Betroffenen stärker ins öffentliche Bewusstsein rückte.² Inzwischen gibt es einige Studien zu jüdischen Perspektiven auf Antisemitismus im Schulkontext.³

1 Deutscher Bundestag, *Bericht des Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus*. Bundestags-Drucksache 18/11970, 7. 4. 2017, <https://dserver.bundestag.de/btd/18/119/1811970.pdf>.

2 Siehe Der Spiegel, „Antisemitismus: Jüdischer Neuntklässler an Berliner Schule gemobbt“, in: *Der Spiegel*, 4. 4. 2017, <https://www.spiegel.de/lebenundlernen/schule/antisemitismus-juedischer-neuntklaessler-an-berliner-schule-gemobbt-a-1215303.html> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025); Die Welt, „Angriff auf Juden an Schule in Berlin-Friedenau: „Die Hemmungen sind gefallen“, in: *Die Welt*, 4. 4. 2017, <https://www.welt.de/vermischtes/article163337123/Angriffe-auf-Juden-an-Schule-in-Berlin-Friedenau-Die-Hemmungen-sind-gefallen.html> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025); B.Z., „Der Hass auf jüdische Schüler in Berlin“, in: *B.Z.*, 25. 3. 2018, <https://www.bz-berlin.de/archiv-artikel/der-hass-auf-juedische-schueler-in-berlin> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

3 Andreas Zick/Andreas Hövermann/Silke Jensen/Julia Bernstein/Nathalie Perl, *Jüdische Perspektiven auf Antisemitismus in Deutschland. Ein Studienbericht für den Expertenrat Antisemitismus*, Bielefeld 2017; Julia Bernstein, „Mach mal keine Judenaktion!“ – Herausforderungen und Lösungsansätze in der professionellen Bildungs- und Sozialarbeit gegen Antisemitismus, Frankfurt am Main 2018, https://www.frankfurt-university.de/fileadmin/standard/Aktuelles/Pressemitteilungen/Mach_mal_keine_Judenaktion__Herausforderungen_und_Loesungsansaezte_in_der_professionellen_Bildungs-_und_Sozialarbeit_gegen_Anti.pdf; Marina Chernivsky/Friederike Lorenz/Johanna Schweitzer, *Antisemitismus im (Schul-)Alltag. Erfahrungen und Umgangsweisen jüdischer Familien und junger Erwachsener*. Kompetenzzentrum Prävention und

Dennoch bleiben Forschungslücken bestehen, insbesondere bezogen auf Antisemitismus im schulischen Alltag in Bayern.

Die Bedeutung jüdischer Perspektiven zeigt sich auch auf europäischer Ebene: Laut einer Umfrage der Europäischen Grundrechteagentur (FRA) aus dem Jahr 2018 betrachteten 43 Prozent der in Deutschland lebenden jüdischen Befragten Antisemitismus als ein Problem in ihrem Land. Nur in Frankreich lag dieser Wert höher.⁴ Eine erneute FRA-Umfrage von 2023 zeichnete ein noch dramatischeres Bild: 86 Prozent der Befragten nahmen in den fünf Jahren vor der Befragung eine deutliche Zunahme von Antisemitismus wahr. Dies war der höchste Wert in allen 13 untersuchten Ländern.⁵ Die Umfrage wurde noch vor dem 7. Oktober durchgeführt.

Folgen des Terrorangriffs am 7. Oktober 2023

Der Terrorangriff der Hamas und ihrer Verbündeten auf Israel am 7. Oktober 2023 markierte für Jüdinnen und Juden weltweit einen tiefen Einschnitt. Zum Schock über das schwerste antisemitische Massaker seit der Schoah und der Gründung des Staates Israel kam hinzu, dass der 7. Oktober eine antijüdische Stimmung in einem Ausmaß und einer Heftigkeit auslöste, wie sie seit Jahren nicht mehr zu beobachten gewesen war.

Auch die jüdische Gemeinschaft in Deutschland sah und sieht sich seit dem 7. Oktober neuen Herausforderungen und Bedrohungslagen ausgesetzt. In einer Umfrage des Zentralrats der Juden in Deutschland unter den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinden und Landesverbände von Ende November 2023 gaben 78 Prozent der Befragten an, dass es seit dem 7. Oktober unsicherer geworden sei, in Deutschland als Jude bzw. Jüdin zu leben und sich als jüdische Person sichtbar zu zeigen. 69 Prozent der befragten Gemeindevorsitzenden berichteten von einer geringeren Teilnahme ihrer Mitglieder

Empowerment der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V., Berlin 2020, https://www.vielfalt-mediathek.de/wp-content/uploads/2021/03/ZWST_Antisemitismus-im-Schul-Alltag_vielfalt-mediathek.pdf.

4 Europäische Grundrechteagentur (FRA), *Diskriminierung, Hasskriminalität und Antisemitismus: Ergebnisse der Erhebung unter jüdischen Personen in der EU. Zusammenfassung*, Wien 2018, https://fra.europa.eu/sites/default/files/fra_uploads/fra-2018-experiences-and-perceptions-of-antisemitism-survey-summary_de.pdf, S. 4. An der Erhebung nahmen 6.395 Jüdinnen und Juden ab 16 Jahren aus zwölf EU-Mitgliedstaaten teil.

5 Europäische Grundrechteagentur (FRA), *Jewish people's experiences and perceptions of antisemitism. EU Survey of Jewish people. Country data – Germany*, Luxemburg 2018; https://fra.europa.eu/sites/default/files/fra_uploads/antisemitism_survey_2024_-_country_sheet_germany_0.pdf; An der Erhebung beteiligten sich fast 8.000 jüdische Personen ab 16 Jahren aus 13 EU-Ländern.

am Gemeindeleben – insbesondere bei älteren Menschen sowie Familien mit Kindern und Jugendlichen.⁶ Die bundesweite Antisemitismus-Beratungsstelle OFEK e. V. verzeichnete in den ersten zwölf Monaten nach dem 7. Oktober fünfmal so viele Beratungsanfragen wie im Vorjahr.⁷

Situation in Bayern

Auch in Bayern stieg die Zahl antisemitischer Vorfälle seit dem 7. Oktober stark an. Jubel über die Hamas-Massaker bei israelfeindlichen Kundgebungen, antisemitische Hetze in sozialen Medien, aber auch Drohungen und Angriffe lösten bei vielen Jüdinnen und Juden im Freistaat tiefe Verunsicherung und Ängste aus. 2024 registrierte RIAS Bayern insgesamt 1.515 antisemitische Vorfälle⁸ – etwa doppelt so viele wie im Jahr zuvor.⁹ Darunter waren antisemitische Zuschriften, Beleidigungen und Drohungen, antisemitische Schriftzüge,

aber auch ein Fall extremer Gewalt: Am 5. September 2024 versuchte ein bewaffneter Islamist, das israelische Generalkonsulat in München anzugreifen. Als ihm dies nicht gelang, feuerte er Schüsse auf das Gebäude sowie auf das nahe gelegene NS-Dokumentationszentrum ab. Der Anschlag ereignete sich am 52. Jahrestag des Olympia-Attentats von 1972 in München. Palästinensische Terroristen hatten damals zwei israelische Sportler ermordet und neun als Geiseln genommen. Bei der Befreiungsaktion waren alle Geiseln getötet worden.

Antisemitismus begegnet Jüdinnen und Juden an unterschiedlichsten Orten – auf der Straße, im Netz, in öffentlichen Verkehrsmitteln, im privaten Wohnumfeld, an der Hochschule und auch an Schulen. Auch hier stiegen die Zahlen nach dem 7. Oktober deutlich an.

6 Zentralrat der Juden in Deutschland, *Zwischen Verunsicherung und Vertrauen*, Pressemitteilung, 6. 12. 2023, <https://www.zentralratderjuden.de/presseerklarungen/zwischen-verunsicherung-und-vertrauen/> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

7 OFEK e. V., *Ein Jahr Opferberatung im Ausnahmezustand: OFEK e. V. stellt Beratungsstatistik für das Jahr nach den Massakern des 7. Oktober 2023 vor*. Pressemitteilung, 6. 10. 2024, <https://ofek-beratung.de/wp-content/uploads/2024/10/PM-OFEK-Beratungsstatistik-2023-24.pdf> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

8 Die systematische zivilgesellschaftliche Erfassung von antisemitischen Vorfällen durch RIAS Bayern begann 2019. Erfasst werden auch solche antisemitische Vorfälle, die keinen Strafbestand erfüllen, ebenso wie Vorfälle, bei denen die Betroffenen keine Anzeige erstatten möchten. Je nach Art und Schwere des Vorfalls unterscheidet RIAS sechs verschiedene Vorfalltypen: extreme Gewalt, Angriff, Sachbeschädigung, Bedrohung, verletzendes Verhalten (inklusive Versammlungen) sowie Massenzuschriften. Diese Vorfalltypen hatte ursprünglich der Community Security Trust (CST) in Großbritannien entwickelt, später wurden sie für den deutschen Kontext angepasst. Zusätzlich werden weitere Kategorien analysiert: Betroffene, Erscheinungsformen von Antisemitismus sowie politisch-weltanschauliche Hintergründe. Siehe Kapitel 7 für detaillierte Definitionen und die Erfassungspraxis.

9 2024 dokumentierte RIAS Bayern 192 Vorfälle, bei denen jüdische oder israelische Institutionen im Freistaat direkt adressiert wurden (2023 waren es 43 Vorfälle gewesen). Bei 151 Vorfällen wurden jüdische oder israelische Einzelpersonen direkt adressiert (2023 waren es 98 Vorfälle). Siehe Verein für Aufklärung und Demokratie e. V. und RIAS Bayern, *Antisemitische Vorfälle in Bayern 2024*, München 2025, https://report-antisemitism.de/documents/Rias_Bayern_Jahresbericht_2024.pdf, S. 19.

Antisemitismus an Schulen in Bayern

Obwohl Schulen den Auftrag haben, aktiv gegen Rassismus, Antisemitismus und Diskriminierung vorzugehen, zeigen Studien aus den letzten Jahren, dass jüdische Schüler:innen und jüdische Lehrkräfte auch dort Antisemitismus erfahren.¹⁰ Das umfasst unterschiedliche Formen und inhaltliche Ausprägungen von Antisemitismus. Allein zwischen dem 7. Oktober und dem Jahresende 2023 registrierte RIAS Bayern 27 antisemitische Vorfälle an Schulen, davon 16 mit Israelbezug. Zum Vergleich: Von insgesamt 35 im schulischen Bereich bekannt gewordenen Vorfällen in den Jahren 2019 bis 2022 hatten fünf einen Israelbezug.¹¹ Zudem ist von einem großen Dunkelfeld auszugehen, da viele Vorfälle niemals gemeldet oder bekannt werden. Die Zahlen spiegeln das Ausmaß des Problems demnach bei Weitem nicht wider.

Die Anfeindungen gehen meist von Mitschüler:innen aus. Doch auch bei

Lehrkräften sind antisemitische Ressentiments vorhanden. Hinzu kommt, dass viele Lehrkräfte Antisemitismus häufig nicht erkennen – insbesondere, wenn er sich auf Israel oder die Erinnerung an die Schoah bezieht. Vielfach bagatellisieren Lehrkräfte entsprechende Äußerungen auch als „pubertäres Verhalten“. Fehlt das Wissen über gegenwärtiges jüdisches Leben sowie über die Geschichte und Funktionsweise von Antisemitismus, fördert Vorstellungen, wonach Jüdinnen und Juden als „nicht zugehörig“ gelten und verstärkt bei Betroffenen das Gefühl, „anders“ zu sein.

Zielsetzung und Aufbau der Studie

Für den Freistaat Bayern liegt bislang keine qualitative Untersuchung vor, die aus der Perspektive von Betroffenen explizit Erfahrungen mit Antisemitismus im **schulischen Alltag** vor und nach dem 7. Oktober 2023 beleuchtet.¹² Hier setzt die vorliegende

10 Siehe Julia Bernstein, *Antisemitismus an Schulen in Deutschland. Befunde – Analysen – Handlungsoptionen*, Berlin 2020; KOAS (Kompetenzzentrum antisemitismuskritische Bildung und Forschung), *Antisemitismus im Kontext Schule – Bundesländerstudienreihe*, Berlin, laufend 2021–2024, <https://koas-bildungundforschung.de/forschung/studien/> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

11 Der Anstieg der Zahl dokumentierter antisemitischer Vorfälle an bayerischen Schulen entspricht einem bundesweiten Trend: Der Bundesverband RIAS dokumentierte 2023 deutschlandweit 255 antisemitische Vorfälle an Schulen gegenüber 86 Vorfällen 2022. Siehe Bundesverband RIAS e. V., *Antisemitische Vorfälle in Deutschland 2024*, Berlin 2025, https://report-antisemitism.de/documents/04-06-25_RIAS_Bund_Jahresbericht_2024.pdf, S. 32.

12 Für die Stadt München liegt eine qualitative Untersuchung vor, die jedoch nicht speziell den schulischen Bereich behandelt. Im Fokus stehen die allgemeinen Lebensrealitäten, Antisemitismuserfahrungen und Perspektiven junger Münchner Jüdinnen und Juden vor und nach dem 7. Oktober 2023. Siehe Julia Bernstein/Alina Brehm, *Zwischen Verstecken und Flagge zeigen. Junges jüdisches Leben in München und Antisemitismuserfahrungen vor und nach dem 7. Oktober*. Gefördert von der Landeshauptstadt München, Fachstelle für Demokratie, München 2025, https://stadt.muenchen.de/dam/jcr:e73769c6-a69c-44f7-bfda-f23d39d305aa/Studie_Zwischen%20Verstecken%20und%20Flagge%20zeigen_final.pdf. Die qualitative Studie basiert auf 35 Interviews mit jungen Jüdinnen und Juden im Alter zwischen 18 und 35.

Publikation an. Auf der Grundlage von **Interviews mit 19** Schüler:innen, Lehrkräften, Studierenden und Eltern schulpflichtiger Kinder **werden die Wahrnehmungen und subjektiven Erfahrungen von Jüdinnen und Juden in Bayern analysiert**. Die Ergebnisse rücken Perspektiven in den Mittelpunkt, die in der breiten Öffentlichkeit bislang kaum Beachtung fanden. Damit hofft diese Publikation, Impulse für eine weiterführende Forschung zu liefern.

RIAS Bayern legt bei der Erfassung antisemitischer Vorfälle die **Arbeitsdefinition Antisemitismus der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA)** zugrunde.¹³ Bei der vorliegenden Publikation steht jedoch nicht die Einordnung als antisemitische Vorfälle im Sinne der IHRA im Vordergrund, sondern die subjektive Wahrnehmung der Interviewpartner:innen. Berücksichtigt werden auch Erfahrungen, die möglicherweise nicht unter die IHRA-Definition fallen, die von den Befragten aber selbst als antisemitisch oder ausgrenzend erlebt wurden. Dieser Ansatz ermöglicht ein tieferes Verständnis von Antisemitismus aus Sicht der Betroffenen.

Bei den Interviews und der anschließenden Darstellung waren drei Fragen leitend:

1. Wie erlebten die Interviewpartner:innen vor dem 7. Oktober 2023 Antisemitismus in ihrem schulischen und außerschulischen Alltag?

2. Wie haben sich die Erfahrungen und Wahrnehmungen der Interviewpartner:innen durch den 7. Oktober verändert?
3. Welche Strategien entwickeln die Interviewpartner:innen im Umgang mit Antisemitismus und welche Wünsche oder Zukunftspläne formulieren sie?

Die Publikation gliedert sich in **sieben Kapitel**. Die ersten sechs Kapitel widmen sich der Auswertung der Interviews: **Kapitel 1** befasst sich mit der Frage, welche Rolle die jüdische Identität für die Interviewpartner:innen spielt und wie sie diese beschreiben. Darauf aufbauend analysiert **Kapitel 2** die Erfahrungen der Befragten mit Antisemitismus vor dem 7. Oktober. **Kapitel 3** beleuchtet ihr individuelles Erleben des 7. Oktobers, dessen emotionale Folgen sowie die Reaktionen ihres sozialen Umfelds auf den 7. Oktober. **Kapitel 4** untersucht die Antisemitismuserfahrungen der Interviewpartner:innen nach dem 7. Oktober inklusive der von ihnen wahrgenommenen Veränderungen im schulischen und außerschulischen Alltag. Anschließend analysiert **Kapitel 5** die verschiedenen Umgangsformen der Befragten mit Antisemitismus, ihre Bewältigungsstrategien und präventiven Ansätze. **Kapitel 6** beschreibt die Bedürfnisse, Erwartungen und Forderungen der Interviewpartner:innen an Schule, Bildung, Politik und Gesellschaft sowie ihre

13 Eine Erläuterung der IHRA-Definition sowie illustrative Beispiele für die Einordnung antisemitischer Vorfälle nach RIAS-Kriterien finden sich in Kapitel 7.

Zukunftspläne. **Kapitel 7** stellt die quantitative Auswertung der von RIAS Bayern im schulischen Bereich dokumentierten antisemitischen Vorfälle von 2019 bis Juli 2025 vor. Das abschließende **Fazit** führt die zentralen Ergebnisse der qualitativen Untersuchung zusammen und reflektiert deren Bedeutung im gesellschaftlichen und pädagogischen Kontext.

Methode und Sample der Studie

Zur Beantwortung der obenstehenden Fragestellungen führte RIAS Bayern eine qualitative Studie mit leitfadengestützten Interviews durch, die anschließend in Anlehnung an das Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring ausgewertet wurden. Die Interviewleitfäden wurden dabei immer wieder angepasst. Auch während der einzelnen Interviews wurde zum Teil davon abgewichen, um auf die jeweiligen inhaltlichen Schwerpunkte der Befragten besser eingehen zu können.

Im Zeitraum von Oktober 2023 bis Mai 2025 führten die Autorin und der Autor der vorliegenden Studie 11 Interviews mit insgesamt 19 Personen. Darunter waren neun Einzelinterviews, zwei Doppelinterviews und ein Gruppeninterview mit sechs Teilnehmenden. Ein Einzelinterview, das bereits im Oktober 2022 durchgeführt worden war, wurde nach dem 7. Oktober um erforderliche Fragen ergänzt, um eine Vergleichbarkeit der Daten zu gewährleisten. Die Mehrheit der Interviews erfolgte

per Videocall, ein Einzelinterview und ein Gruppeninterview wurden in Präsenz durchgeführt. Den Interviewpartner:innen (IP) wurden Vertraulichkeit und Anonymität zugesichert. Sie werden daher im Folgenden anstelle ihrer Namen mit den Kürzeln IP1 bis IP19 bezeichnet. Zudem wurde ihr Einverständnis zur Auswertung und Veröffentlichung eingeholt.

Die Gewinnung der Interviewpartner:innen erfolgte über die aktive Ansprache jüdischer Gemeinden, über Eltern und junge Erwachsene, die im Forschungszeitraum antisemitische Vorfälle bei RIAS Bayern gemeldet hatten, sowie über persönliche Kontakte.

Um ein möglichst vielschichtiges Bild von Antisemitismus im (Schul-)alltag jüdischer Menschen in Bayern zu zeichnen, befragte RIAS Bayern neben (ehemaligen) Schüler:innen auch (angehende) Lehrkräfte sowie Eltern von Schüler:innen. Von den 19 Interviewpartner:innen waren:

- **neun** Schüler:innen,
- **ein** 19-jähriger Abiturient, der die Schule wenige Monate vor dem Interview abgeschlossen hatte,
- **vier** Elternteile,
- **zwei** Lehrkräfte (eine davon im Referendariat),
- **drei** Studierende, die in den letzten zwei Jahren die Schule abgeschlossen haben.

Die befragten Schüler:innen waren zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 14 und 19 Jahre alt, die Studierenden zwischen 19 und 22 Jahren alt, die beiden Lehrkräfte 24

und 26 Jahre alt, und die Eltern zwischen 40 und 50 Jahren alt. Neun Befragte waren weiblich, zehn männlich. 13 Personen wohnten zum Zeitpunkt der Interviews in Mittelfranken, drei in Schwaben und drei in Unterfranken.

Sämtliche Interviews wurden aufgezeichnet und nach einheitlichen Regeln transkribiert. Die Auswertung erfolgte anhand von Kategorien, den sogenannten Codes. Diese wurden zum Teil deduktiv aus den oben genannten Fragen und zum Teil induktiv aus den Antworten der Befragten gebildet.

1. Jüdische Identität und Selbstbild

Alle Interviewten kommen aus Familien mit einer Migrationsgeschichte, 17 von ihnen haben einen postsowjetischen Hintergrund. Das korrespondiert mit der Struktur der jüdischen Gemeinden in Deutschland: Bundesweit sind etwa 90 Prozent der Gemeindemitglieder sogenannte Kontingentflüchtlinge, die aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland einwanderten,¹⁴ oder deren Nachkommen. Neun Befragte haben einen familiären Hintergrund in der Ukraine und jeweils zwei in Russland, Aserbaidschan und in der Slowakei. Zwei Interviewte haben einen deutsch-israelischen Hintergrund, zwei gaben als Herkunftsland ihrer Eltern sowohl die Ukraine als auch Russland an.

In vielen Interviews zeigt sich, dass die jeweilige Migrationsgeschichte der Familie die Selbstwahrnehmung der Interviewten als Jüdinnen und Juden in Deutschland maßgeblich beeinflusst. Das erste Unterkapitel (1.1) handelt von den Erfahrungen der Familien, insbesondere im Zusammenhang mit der Schoah, und deren Auswirkungen auf die Befragten. Danach wird dargestellt, wie die Interviewten sich selbst wahrnehmen und identifizieren (1.2). Im letzten Unterkapitel wird das Spannungsfeld zwischen einem offenen Umgang mit der eigenen jüdischen Identität und deren Verbergen dargestellt (1.3).

14 Von 1991 bis 2004 reisten viele Zehntausende Jüdinnen und Juden aus der (ehemaligen) Sowjetunion aus. Knapp 220.000 davon kamen als sogenannte Kontingentflüchtlinge nach Deutschland. Grundlage dafür war eine politische Entscheidung der Regierungen der DDR (nach der Wende) und der BRD, die eigens eine Rechtsgrundlage für jüdische Zuwanderung schufen. Sie wurden aus symbolpolitischen Gründen nach Deutschland eingelassen, wie Julia Bernstein schreibt: „Die Aufnahme jüdischer Kontingentflüchtlinge hatte aber auch durchaus zum Zweck, jüdisches Leben nach der Schoah als Akt der Versöhnung in Deutschland wiederzubeleben.“ Julia Bernstein, „Man hat Juden erwartet – und es sind Menschen gekommen“, in: *Bundeszentrale für politische Bildung*, 11. 5. 2021, <https://www.bpb.de/themen/zeit-kulturgeschichte/juedischesleben/331911/man-hat-juden-erwartet-und-es-sind-menschen-gekommen/> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025) Nach ihrer Ankunft in Deutschland waren die sogenannten Kontingentflüchtlinge mit verschiedenen Schwierigkeiten konfrontiert, häufig auch mit Ablehnung durch die lokale Bevölkerung. Erschwerend war häufig auch der Umgang mit dem für sie komplett neuen kapitalistischen Wirtschaftssystem mit all seinen Sonnen- und Schattenseiten, siehe ebenda. Im Zuge der russischen Vollinvasion in der Ukraine kamen seit 2022 auch viele ukrainische Jüdinnen und Juden nach Deutschland. Die Zahlen sind mit jenen in den 1990er Jahren allerdings nicht zu vergleichen. Laut Sapritsky-Nahum waren es 2022 etwa 3.500 bis 5.000 Personen. Siehe Marina Sapritsky-Nahum „Germany wants Jews“, in: *LSE Religion and Global Society Blog*, 12. 10. 2022, <https://blogs.lse.ac.uk/religionglobalsociety/2022/10/germany-wants-jews/> (letzter Zugriff am 1. 1. 2026)

1.1 Herkunft, Familienerfahrung und Identität

„Jüdische Kontingentflüchtlinge aus den ehemaligen Sowjetstaaten haben oft einen anderen Blick als etwa jüdische Personen, deren Familien aus Deutschland kamen, weil 500.000 Jüdinnen und Juden in der Roten Armee waren und gegen die Nazis gekämpft haben.“ (IP12)

Diese Aussage eines 19-jährigen Studenten aus Unterfranken unterscheidet sich stark von der weitverbreiteten Vorstellung, wonach Jüdinnen und Juden während des Nationalsozialismus (NS) ausschließlich passive Opfer waren und keinen Widerstand leisteten. Gleichzeitig macht sie deutlich, dass in vielen Familien jüdischer Kontingentflüchtlinge bei der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg nicht die Schoah vorherrscht, sondern der siegreiche Kampf der Roten Armee gegen NS-Deutschland.

In vielen dieser Familien waren zudem Erfahrungen mit staatlichem Antisemitismus nach 1945 identitätsprägend. In der Sowjetunion wurde die jüdische Identität von Personen in der fünften Zeile des Inlandspasses als „Nationalität“ offiziell vermerkt – unabhängig davon, ob die jeweilige Person sich selbst als jüdisch verstand. Dieser Zwangseintrag führte in der Praxis häufig zu Ausgrenzung und Diskriminierung, etwa beim Zugang zu universitärer Bildung oder bei der Berufswahl. Diese Erfahrung von Jüdischsein als gesellschaftlichem Stigma prägt viele Kontingentflüchtlinge bis heute. Sie wirkt häufig auch bei nachfolgenden Generationen nach.

Die aus der Slowakei stammende Familie eines 14-jährigen Schülers aus Unterfranken (IP7) hatte andere historische Erfahrungen gemacht. Neben den Nachwirkungen des staatlichen Antisemitismus während der Zeit des Realsozialismus spielte hier die Schoah eine zentrale Rolle. Im Doppelinterview mit ihrem Sohn berichtete die Mutter des Interviewten (IP8), dass 90 Mitglieder der Familie den Massenmord an Jüdinnen und Juden nicht überlebt hatten. Die Erste Slowakische Republik (1939–1945) hatte während des Zweiten Weltkrieges mit NS-Deutschland kollaboriert und bereits 1942 Deportationen slowakischer Jüdinnen und Juden in deutsche Vernichtungslager organisiert.

Andere Befragte gaben ebenfalls an, dass die Schoah ihre Familienidentität stark beeinflusst habe. Der 19-jährige Student aus Unterfranken

(IP12) berichtete, dass die gesamte Familie seines aus der Westukraine stammenden Großvaters ermordet worden war. Auch Angehörige eines 26-jährigen Lehrers (IP19), die ebenfalls in der Westukraine gelebt hatten, fielen der Schoah zum Opfer.

Für viele eingewanderte Jüdinnen und Juden sowie für ihre Nachkommen spielt eine Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Familiengeschichte eine entscheidende Rolle. Sie hilft ihnen dabei, sich im „Land der Täter:innen“ bewusst zu werden, was ihre Identität beeinflusst und wie sie diese weiterentwickeln können. Anders als in vielen nichtjüdischen Familien in Deutschland, in denen die Erinnerung an die nationalsozialistische Vergangenheit und die Schoah nach 1945 umgedeutet oder verdrängt wurde, ist diese für jüdische Familien in Deutschland ein wichtiger Teil der transgenerationalen Erbschaft.

Allerdings wurde auch in jüdischen Familien oft nicht über die Schoah gesprochen. So schwiegen etwa Überlebende, um sich selbst und ihre Familie zu schützen oder weil ihnen die Worte fehlten, um ihre Erfahrungen und die durch die Schoah ausgelösten Traumata angemessen zu beschreiben.¹⁵

Die Nachwirkungen familiärer Erfahrungen zeigen sich häufig in einem besonders vorsichtigen Umgang mit der eigenen jüdischen Identität in einem nichtjüdischen Umfeld. Dieses Verhaltensmuster wurde seit dem 7. Oktober 2023 und dem damit verbundenen Anstieg an Antisemitismus auch in Deutschland und Bayern besonders erkennbar (siehe dazu ausführlich Kapitel 3.4 und Kapitel 5).

Gleichzeitig erlebten Angehörige jüngerer Generationen ihre jüdische Sozialisation meist schon in Deutschland. Sie wuchsen damit unter ganz anderen Bedingungen auf als ihre Eltern und Großeltern. Viele junge

15 Hans Riebsamen, Autor des Buches *Nie gefragt – nie erzählt*, erklärt in einem Interview das Schweigen von Überlebenden unter anderem als Folge ihres Bedürfnisses, sich selbst und ihre Nachkommen vor der Last der traumatischen Vergangenheit zu schützen. Siehe Hans Riebsamen, „Sprechen ist der Schlüssel“. Interview mit Esther Geißlinger, in: *Erziehung & Wissenschaft*, Heft 11, 2024, S. 34–37, <https://www.gew.de/aktuelles/detailseite/sprechen-ist-der-schlüssel> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025). Siehe auch Hans Riebsamen/Rafael Herlich, *Nie gefragt – nie erzählt. Das vererbte Trauma in den Familien der Holocaust-Überlebenden*. Frankfurt am Main 2024; Dan Bar-On, *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von NS-Tätern*, Hamburg 2003; Dan Bar-On/Julia Chaitin, *Parenthood and the Holocaust*, Göttingen 2008.

Jüdinnen und Juden treten daher deutlich selbstbewusster auf als ihre Vorfahren. Das zeigt auch das Interview mit einer 22-jährigen Lehramtsstudentin aus Unterfranken (IP10). Ihre Mutter, eine ukrainische Jüdin, hatte aufgrund ihrer früheren Erfahrungen Angst, ihr Jüdischsein in Deutschland offen zu zeigen. Um ihre Tochter vor möglichen Anfeindungen zu schützen, ließ sie sie taufen:

„Ich bin nicht jüdisch, sondern katholisch aufgewachsen. Mein Vater ist Katholik, meine Mutter, eine ukrainische Jüdin, hatte Angst, in Deutschland mit dem Stempel ‚Jüdin‘ zu leben, was sehr schade ist. Ich wurde getauft, habe die Firmung und die Kommunion, war auf einem katholischen Mädchengymnasium [...] Als ich 16 wurde, habe ich angefangen, mich in der Jugendarbeit in der jüdischen Gemeinde zu engagieren.“
(IP10)

Auch der 19-jährige Student aus Unterfranken (IP12) wuchs als Kind ohne religiöse Bezüge auf. Erst die Geschichte des jüdischen Teils seiner Familie und insbesondere das familiäre Erbe der Schoah führten ihn später dazu, sich intensiv mit seiner jüdischen Herkunft auseinanderzusetzen. Er erzählte:

„Da wurde zum Beispiel am Esstisch erzählt, dass die ganze Familie von Opa in Lemberg [Lwiw] verbrannt wurde. Oder wir sahen im russischen Fernsehen eine Chanukka-Feier und meine Oma sagte dann plötzlich zu meinem Vater, dass wir Geld schenken müssen. Später begannen meine Schwester und ich, uns intensiv für den jüdischen Teil unserer Familie zu interessieren, fragten unsere Familienmitglieder aus.“ (IP12)

Ausgehend von diesen Erfahrungen begann der Student, eine Kette seines Vaters mit dem *Magen David* (Davidstern) zu tragen und sich in der jüdischen Gemeinschaft zu engagieren – vor allem in der Kinder- und Jugendarbeit. Dabei erschwerte ihm seine Patrilinearität¹⁶ den Anschluss an das Gemeindeleben. Heute ist der 19-jährige Stipendiat beim Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk, einem Begabtenförderungswerk für jüdische

16 Der Begriff Patrilinearität bezieht sich im Judentum auf sogenannte Vaterjuden, also Menschen, deren Väter jüdisch, deren Mütter allerdings nicht jüdisch sind. Laut Halacha, dem jüdischen Gesetz, wird die Zugehörigkeit zum Judentum ausschließlich über die Mutter vererbt. In der Sowjetunion wurde die Nationalität „Jude“ aber unabhängig davon vergeben, welcher Elternteil jüdisch war. In Deutschland angekommen, konnten patrilineare Juden meist erst nach dem *Giur* (Übertritt) Gemeindemitglieder werden.

Studierende sowie für Doktorand:innen mit einem fachlichen Bezug zum Judentum. Dort fand er nach eigenen Worten „eine großartige jüdische Community von Gleichaltrigen“ (IP12).

1.2 Selbstwahrnehmung und Zugehörigkeit

„Ich kann manchmal nicht gut unterscheiden, was größeren Einfluss auf die Identität meines Sohnes hatte, an der starken jüdischen Identität, die er jetzt hat. Ob es der 7. Oktober war oder seine Bar Mitzwa. Ich glaube, das war so eine Mischung von beidem.“ (IP8)

Für den 14-jährigen Sohn der interviewten Mutter aus Unterfranken (IP8) zählten der 7. Oktober und seine Bar Mitzwa nicht nur zu den bisher einschneidendsten Ereignissen in seinem Leben – in seinem Fall fanden sie sogar innerhalb eines Monats statt.

Jüdische Identität wird auf vielfältige Weise gelebt. Einige Befragte, darunter der 14-jährige Schüler, bezeichneten sich als „relativ religiös“. Sie beten regelmäßig und befolgen bestimmte Speisegesetze – sie verzichten etwa auf Schweinefleisch (wie ein 19-jähriger Abiturient, IP9). Andere hoben hingegen eher die kulturell-gemeinschaftliche Dimension des Judentums hervor (beispielsweise eine 15-jährige Schülerin, IP16), oder die Teilnahme an jüdischen Festen (so eine 21-jährige Studentin, IP11).

Für das Selbstverständnis von Angehörigen der jungen Generation spielen die Gemeinschaft und der Austausch mit anderen jungen jüdischen Menschen eine sehr wichtige Rolle. So beschrieb eine 24-jährige Lehrerin (IP14) ihre Arbeit im jüdischen Jugendzentrum auch als Unterstützung der jungen Generation bei ihrer Selbstbehauptung in einer mehrheitlich nichtjüdischen Umgebung. *Machanot* (Ferienfreizeiten) sollen die jungen Teilnehmenden in ihrer jüdischen Identität stärken – auch vor dem Hintergrund von Erfahrungen mit Antisemitismus.

Einige Befragte nannten Veranstaltungen wie die *Jewrovision* (ein Musikwettbewerb jüdischer Jugendzentren aus ganz Deutschland) als Beispiele für einen sicheren Ort zur Entfaltung eines jüdischen Selbstverständnisses bzw. eines selbstbewussten jüdischen Lebens. So beschrieb der 19-jährige Abiturient (IP9) die *Jewrovision* als Ort, an dem er „sein kann, wer ich bin“:

„Ich bin 2022 hingefahren, ohne mir groß Gedanken zu machen, und ab dem Punkt war das Jüdischsein das Zentrum meines Lebens. Ich habe jedem erzählt, wie cool das ist, habe mich richtig gut gefühlt, einfach weil ich wusste, das ist ein Bereich, wo ich sicher und aufgehoben bin.“
(IP 9)

Seine Freundin, eine 22-jährige Lehramtsstudentin (IP 10), beschrieb in dem Doppelinterview, welche tiefgreifende Wirkung solche Freizeitangebote auf sie hatten:

„Seitdem fühle ich mich vollkommen jüdisch. Meine jüdische Identität bedeutet mir alles. Sie ist meine Lebensorientierung geworden, ein Safe Space, eine Gemeinschaft, eine zweite Heimat mit Israel. Eine Identität, die mich vollkommen ausmacht, bei der ich ‚ich‘ sein kann.“ (IP 10)

Ein wiederkehrendes Thema in den Interviews war das Zugehörigkeitsgefühl von jungen Jüdinnen und Juden. Dieses bezog sich häufig nicht primär auf Deutschland. Diese Distanz gegenüber dem eigenen Geburts- und Wohnort lässt sich unter anderem durch negative Erfahrungen mit einem nichtjüdischen Umfeld erklären sowie dem Jüdinnen und Juden dort vermittelten Gefühl, nicht dazuzugehören.¹⁷

Mehrere Befragte denken ihre eigene Identität eher in einem transnationalen Rahmen. Dies verdeutlicht folgende Aussage des 14-jährigen Schülers aus Unterfranken:

„Wie ich meine Identität beschreibe? Ich würde sagen, als jüdisch-europäisch.“ (IP 7)

Das oft von außen vermittelte Gefühl der fehlenden Zugehörigkeit (siehe Kapitel 2.1 und 2.2) zur deutschen Mehrheitsgesellschaft sowie Erfahrungen mit Antisemitismus im Alltag können die eigene jüdische Identität aber auch stärken. So beschrieb die 15-jährige Gymnasiastin aus Schwaben (IP 16) ihre Familie, die mehrfach Erfahrungen mit Antisemitismus machen musste, als „sehr jüdisch“. Sie bezeichnete das Judentum als Kern ihrer Identität.

¹⁷ Derartige Ausschlüsse werden auch als antisemitisches Othering bezeichnet, bei dem Jüdinnen und Juden als „anders“ bzw. „nicht zugehörig“ markiert werden (siehe Kapitel 2.2).

Trotz vieler identitätsstärkender Angebote fällt es vielen Befragten schwer, ihre jüdische Identität im Alltag auszuleben. Die 24-jährige Lehrerin (IP 14) berichtete, dass sie persönlich zwar viel Halt in ihrer Gemeinde findet, aber auch viele Menschen kenne, die mit ihrem Jüdischsein nichts mehr zu tun haben wollen, sich nur nichtjüdische Freunde suchen und Besuche in der Gemeinde vermeiden. Sie führte dies auf deren schlechte Erfahrungen zurück:

„Ich glaube, wenn man Antisemitismus im Kindesalter erfährt, kann das sehr traumatisch sein – und das ist es auch für viele. Ich kann es niemandem wirklich verübeln, welchen Weg man auch immer dann einschlägt.“ (IP 14)

Diesen einmal eingeschlagenen Weg zu ändern, sei schwierig, so die 24-Jährige. Sie sah darin auch ein gesellschaftliches Problem, das die jüdische Gemeinschaft nicht alleine lösen könne.

1.3 Zwischen Sichtbarkeit und Rückzug

Die geschilderten Erfahrungen und Einschätzungen zeigen, dass sich jüdische Identität in Deutschland in einem Spannungsfeld zwischen Sichtbarkeit und Rückzug bewegt. Die Befragten gehen zwar in der Öffentlichkeit unterschiedlich mit ihrer jüdischen Identität um (siehe hierzu ausführlich Kapitel 5, besonders 5.1 und 5.2). In den Interviews hat sich jedoch niemand vom Jüdischsein distanziert.

Der Großteil der Befragten gab an, dass ihr Umfeld – seien es Freund:innen und Bekannte, das unmittelbare Schul- oder Arbeitsumfeld oder das Wohnumfeld – über ihre jüdische Identität Bescheid wisse. In einem Gruppeninterview mit sechs Schüler:innen der Oberstufe (zwischen 17 und 19 Jahren), die den jüdischen Religionsunterricht besuchen, berichteten beispielsweise fünf von sechs Teilnehmenden, dass ihren Mitschüler:innen ihr Jüdischsein bekannt sei (IP 1, IP 2, IP 3, IP 4, IP 6). Wie offen der Umgang mit der eigenen jüdischen Identität sei, hänge sehr stark vom jeweiligen sozialen Umfeld ab. Zwei der Schüler:innen (IP 1 und IP 4), die sich in teils stark muslimisch geprägten Umfeldern bewegen, berichteten, dass auch dort die meisten über ihr Jüdischsein Bescheid wüssten. Probleme habe es deswegen nie gegeben – ganz im Gegenteil, betonte eine 18-jährige

Gymnasiastin (IP1). Gerade mit Hinblick auf die Folgen des 7. Oktobers dürfte diese Erfahrung keine Selbstverständlichkeit sein.

Die 21-jährige Studentin aus Mittelfranken (IP11) hob hervor, dass sie ein „Outing“ als jüdische Person nur in einem Umfeld erwäge, in dem sie sich wohlfühle, etwa im Kreis von Freund:innen und Kolleg:innen.

Einige Interviewte setzen sich gezielt für mehr Sichtbarkeit jüdischen Lebens in Bayern ein. Vier Befragte (IP9, IP10, IP14, IP17) nahmen etwa an Veranstaltungen von *Meet a Jew* teil, einem Projekt des Zentralrats der Juden in Deutschland, das Begegnungen zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Menschen organisiert.

Andere Interviewte berichteten, durch das öffentliche Zeigen jüdischer Symbole ihrem Wohnumfeld als selbstbewusste Jüdinnen und Juden entgegentreten zu wollen. Beispielsweise stellten eine Befragte aus Unterfranken (IP8) und ihr 14-jähriger Sohn (IP7) im Dezember 2022 in ihrem Garten eine große *Chanukkia* (einen speziellen Kerzenleuchter für das jüdische Fest Chanukka) auf. Zusammen mit einem erklärenden Plakat zündeten sie dort täglich Kerzen an. Sie wollten mit dieser Geste Offenheit demonstrieren und für die Normalität jüdischen Lebens werben.

Eine solche Offenheit ist jedoch nicht immer möglich. Der 19-jährige Student (IP12) gab an, seine jüdische Identität zu verbergen, wenn er es für notwendig hält. Wenn er merke, dass er sich in der Nähe mutmaßlich rechtsextremer Personen befinde, verstecke er etwa seine Davidsternkette und spreche die Themen Judentum und Jüdischsein nicht an. Der 24-jährigen Lehrerin (IP14) wurde von klein auf beigebracht, dass sie den Davidstern an ihrer Kette nicht offen zeigen soll. Ein 19-jähriger Berufsoberschüler (IP13) führt es auf sein vorsichtiges Verhalten zurück, dass er trotz des rasant gestiegenen Antisemitismus noch keinen schwerwiegenden antisemitischen Vorfall erleben musste: Er hat nur einem kleinen Kreis von Menschen von seiner jüdischen Identität erzählt und kommentiert dies mit den Worten: „Es lief nicht immer gut, als manche darüber erfahren haben.“ (IP13)

Die 24-jährige Lehrerin beschrieb ihren persönlichen Konflikt zwischen ihrem Stolz auf das Jüdischsein einerseits und der antisemitischen Bedrohung andererseits:

„Seid stolz auf euer Judentum, seid stolz auf eure Herkunft.' Auch im Jugendzentrum und auf Machanot, wo einem beigebracht wird, 'es ist gut jüdisch zu sein, ihr könnt darauf stolz sein, ihr müsst euch nicht verstecken'. Gleichzeitig sieht man aber in der Schule, dass man es doch irgendwo muss. Das ist eine wahnsinnig große Diskrepanz und es ist auch ein großer Interessenskonflikt mit sich selbst.“ (IP 14)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Großteil der Befragten seine jüdische Identität als integralen Bestandteil seines Selbstverständnisses wahrnimmt und selbstbewusst dazu steht. Diese Haltung ist vor allem bei den befragten jungen Jüdinnen und Juden ausgeprägt. Darin zeigt sich auch der größte Kontrast zur Generation ihrer Eltern, die ihr Jüdischsein aus Angst vor Benachteiligung und Anfeindung in den Beschreibungen der Kinder deutlich häufiger versteckt hielten.

Der 7. Oktober stellt eine tiefgreifende Zäsur dar. Die genozidale Gewalt gegen Jüdinnen und Juden in Israel und deren globale Folgen haben auch das jüdische Leben in Deutschland negativ beeinflusst (siehe hierzu ausführlich die Kapitel 3, 4 und 5). Auch das Sicherheitsgefühl der Interviewten hat sich seit dem 7. Oktober spürbar verändert. Die Mutter aus Unterfranken, die 2022 zusammen mit ihrem 14-jährigen Sohn eine *Chanukkia* in ihrem Garten aufgestellt hatte, berichtete im Interview, dass sie das seit dem 7. Oktober aus Sicherheitsgründen nicht mehr tue:

„Die Chanukkia ist unten. Wir werden sie nie wieder benutzen. Vor dem Oktober haben wir uns sicher genug gefühlt, [...] so etwas zu machen. Danach nicht.“ (IP 8)

2. Erfahrungen mit Antisemitismus vor dem 7. Oktober



Ein Großteil der Befragten war bereits vor dem 7. Oktober mit unterschiedlichen Ausdrucksformen von Antisemitismus konfrontiert – sowohl im schulischen als auch im außerschulischen Alltag. Zu den häufigsten Erfahrungen zählten verbale Herabsetzungen – etwa die Verwendung des Wortes Jude als Schimpfwort –, judenfeindliche Witze sowie stereotypisierende Zuschreibungen. Bei den Betroffenen lösten sie eine starke emotionale Überforderung aus und weckten Gefühle von Hilflosigkeit und Isolation. Die Interviews zeigen, dass die Befragten antisemitische Zuschreibungen nicht erst als Jugendliche, sondern teilweise bereits im Alter von etwa 10 bis 13 Jahren erfuhren.

Das folgende Kapitel ist in sieben Unterkapitel unterteilt. Zunächst geht es um Vorurteile und negative Stereotype, mit denen die Befragten konfrontiert waren – etwa Zuschreibungen wie Geldgier oder Wurzellosigkeit. Diese greifen auf jahrhundertealte judenfeindliche Denkmuster zurück und wirken selbst in scheinbar harmlosen Witzen belastend (2.1). Anschließend werden Erfahrungen beschrieben, bei denen die Interviewten aufgrund ihres Jüdischseins als „fremd“ markiert und aus der deutschen Gesellschaft ausgeschlossen wurden. RIAS Bayern wertet diese Erfahrungen als Beispiele antisemitischen Otherings. Auch wenn die Zuschreibungen in einigen Fällen scheinbar positiv formuliert waren – etwa als Lob oder Bewunderung –, wirkten sie dennoch ausgrenzend, da sie die Betroffenen auf ihr Jüdischsein reduzierten (2.2). Viele Interviewte berichteten zudem, dass sie in der Schule die Rolle von Repräsentant:innen für Judentum, Schoah oder Israel übernehmen mussten, wodurch sie ungewollt in eine bestimmte Rolle gedrängt wurden (2.3). Besonders belastend waren für die Befragten Äußerungen, die die NS-Zeit verherrlichten, die Schoah verharmlosten oder explizite Vernichtungsfantasien ausdrückten (2.4). Umso schwerer wog, dass nicht nur Mitschüler:innen, sondern teilweise auch Lehrkräfte solche Äußerungen tätigten.

Mehreren Interviewten begegnete israelbezogener Antisemitismus (2.5). Darunter versteht RIAS Bayern antisemitische Aussagen oder Handlungen, die sich auf Israel beziehen – etwa indem Jüdinnen und Juden in Deutschland für die Politik des Staates Israels verantwortlich gemacht werden oder Israel dämonisiert wird. Auch die Zuschreibung einer „jüdischen Allmacht“ – ein zentrales Stereotyp des modernen Antisemitismus – trat in den Erzählungen der Befragten auf (2.6). Darüber hinaus schilderten die Betroffenen verbale Anfeindungen und in einem Fall körperliche Gewalt, die ihr Sicherheits- und Selbstwertgefühl stark beeinträchtigten (2.7).

Die Befragten berichteten, dass diese antisemitischen Ausdrucksformen häufig unerkannt blieben und keine Konsequenzen nach sich zogen. Die stillschweigende Duldung verbaler Feindseligkeiten durch Außenstehende führte bei Betroffenen häufig dazu, dass sie solches Verhalten zunächst als unvermeidlich hinnahmen und erst im Rückblick als diskriminierend einordneten.

Dieses Kapitel veranschaulicht die Erfahrungen der Befragten mit unterschiedlichen Formen von Antisemitismus vor dem 7. Oktober anhand konkreter Beispiele.

2.1 Stereotypisierende Zuschreibungen

„Witze über Juden, die gut mit Geld umgehen, musste ich mir oft anhören.“ (IP13)

Diese Äußerung eines 19-jährigen Berufsoberschülers aus Mittelfranken (IP13) steht exemplarisch für viele ähnliche Schilderungen von Befragten. Besonders häufig begegneten ihnen Stereotype, in denen Jüdinnen und Juden mit Attributen wie Geiz, Geldgier oder Wurzellosigkeit versehen werden (IP1, IP2, IP9, IP10, IP11, IP13, IP14). Solche Zuschreibungen greifen auf jahrhundertealte judenfeindliche Deutungsmuster zurück und passen sich dem jeweiligen Zeitgeist an. Oft treten sie in Form scheinbar beiläufiger oder angeblich nicht ernst gemeinter Bemerkungen auf. Durch ihre Wiederholung und ausbleibenden Widerspruch können sie sich verfestigen.

Die 18-jährige Gymnasiastin aus Mittelfranken (IP1) berichtete, dass sie sich entsprechende Äußerungen sogar von engen Freundinnen anhören musste. Der 19-jährige Abiturient aus Mittelfranken (IP9) wurde während eines harmlosen Streits mit seinen Mitschüler:innen über die Planung einer Abiturfahrt plötzlich mit dem antisemitischen Stereotyp jüdischer Geldgier konfrontiert:

„Wir diskutierten, ob wir mit dem VW-Bus oder mit Autos fahren. Ich war für den Bus, und es hieß dann von einem Freund: ‚Das ist dir nur wegen des Geldes wichtig. Nur, weil du jüdisch bist und geizig, kannst du nicht zahlen, oder was?‘“ (IP9)

Der Abiturient war zuvor schon mehrfach antisemitischen Zuschreibungen ausgesetzt gewesen. Einmal hatte ihm ein Mitschüler unterstellt, er würde sich durch sein Jüdischsein Vorteile verschaffen:

„Er sagte zu mir: ‚Ihr Juden bekommt alles in den Arsch gesteckt. Das ist klar, ihr bekommt ja Geld vom Staat, damit ihr euch in die Gesellschaft integrieren könnt. Und dieses Geld vom Staat zahlen für euch dann meine Eltern.‘“ (IP 9)

Als besonders verletzend empfand der Abiturient den doppelten Vorwurf: erstens, dass er sich als Jude erst einmal in die Gesellschaft integrieren müsse, und zweitens, dass er dies auf Kosten nichtjüdischer Steuerzahler:innen tue. Sein Mitschüler bediente mit seiner Aussage das antisemitische Stereotyp, wonach Juden wurzellos und fremd im eigenen Land seien (und nicht etwa auch „Steuerzahler“). Dieses judenfeindliche Denkmuster ist historisch tief verwurzelt und geht auf eine christliche Legende zurück: Demnach wurde ein Mann aus Jerusalem zu ewiger Wanderschaft verflucht, weil er Jesus auf dessen Gang zur Kreuzigung keine Rast gewährt haben soll. Eine deutschsprachige Schrift aus dem Jahr 1601 machte aus der Figur des Wanderers einen Juden namens Ahasver. Diese antisemitische Version der Legende verbreitete sich in ganz Europa. Mit den aufkommenden Nationalbewegungen im 19. Jahrhundert nahm der Vorwurf dann eine neue Form an: Juden in der Diaspora wurde unterstellt, unfähig zur Bildung eines eigenen Staates zu sein. Zugleich warf man ihnen vor, wie „Parasiten“ in anderen Ländern zu leben.

Die 21-jährige Studentin aus Mittelfranken (IP 11) schilderte ein Erlebnis in der 8. Klasse, das sie als tief verletzend empfand. Nachdem sie ihrem Freundeskreis von ihrer Bat Mitzwa erzählt hatte, reagierte ein enger Freund darauf zunächst mit judenfeindlichen Witzen. Anschließend sagte er einen Satz, der für die Studentin „wie ein Schlag ins Gesicht“ (IP 11) war:

„Wenn ich Jude wäre, würde ich mich umbringen.“ (IP 11)

Die beschriebene Situation verdeutlicht, dass antisemitische Denkmuster bereits bei Schüler:innen im mittleren Schulalter auftreten können. Bislang liegen zwar keine repräsentativen Studien vor, die genauer Auskunft darüber geben könnten, ab welchem Alter Jugendliche antisemitische Einstellungen verinnerlichen. Die Vorurteils- und Entwicklungsforschung verweist jedoch darauf, dass sich Einstellungen und Werte bereits im

Alter von 12 bis 13 Jahren verfestigen können.¹⁸ Das entspricht auch den Erfahrungen anderer Befragter, wie noch ausgeführt werden wird.

Die schockierte Reaktion der Studentin illustriert, wie solch abwertende Aussagen auf Betroffene wirken können.¹⁹ Bereits die judenfeindlichen „Witze“ empfand die 21-Jährige als stark belastend. Nach der Aussage ihres engen Freundes – er würde sich umbringen, wenn er Jude wäre – fühlte sie sich nur noch hilflos und überfordert. Sie zog sich innerlich zurück und konnte erst Wochen später mit ihrer Mutter darüber sprechen. Das Verhalten der Studentin entspricht einem typischen Reaktionsmuster: Viele Betroffene können erst mit einem gewissen zeitlichen Abstand und nur in einem vertrauten Umfeld überhaupt über ihre Erfahrungen mit Antisemitismus berichten (siehe Kapitel 5.3, S. 88).

Auch scheinbar positive oder gut gemeinte Kommentare – etwa „Juden sind fleißig“ oder „Juden sind sehr erfolgreich“ – stellen problematische Stereotypisierungen dar. Das verdeutlicht folgende Schilderung: Der 19-jährige Berufsoberschüler (IP13) erzählte seinen Freunden, dass er Jude sei. Daraufhin schickten sie ihm Videos, in denen jüdische Kinder verallgemeinernd als „besonders intelligent“ und „in allen Lebensbereichen besser“ dargestellt wurden. Solche Zuschreibungen – die auch als Philosemitismus bezeichnet werden – sprechen Jüdinnen und Juden ihre Individualität ab und reduzieren sie auf vermeintliche Gruppenmerkmale. Damit folgen sie derselben Logik wie antisemitische Zuschreibungen, nur dass die zugeschriebenen Merkmale (vermeintlich) positiv sind. So ist z. B. in der zugeschriebenen „besonderen Intelligenz“ oder „besonderen Schlaueit“ häufig die nachfolgende Rede von „Verschlagenheit“ und einem „die Juden sind gut mit Geld“ bereits angelegt.²⁰ Eine philosemitische Haltung kann schnell in eine antisemitische umschlagen, wenn Jüdinnen und Juden die philosemitische „Sympathie“ nicht erwidern oder sich nicht so verhalten wie erwartet.²¹

18 Rolf Oerter/Eva Dreher, *Jugendalter. Eine Einführung in die psychologischen Probleme der Adoleszenz*, München 2002; Rolf Oerter/Leo Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie*, Weinheim 2008.

19 Zum Umgang mit antisemitischen Erfahrungen siehe ausführlich Kapitel 5.

20 Siehe hierzu auch Sander L. Gilman, *Die schlaue Juden. Über ein dummes Vorurteil*, Hamburg 1998.

21 Jens Rosbach, „Philosemitismus – Einer zweifelhaften Zuneigung auf der Spur“, in: *Deutschlandfunk Kultur*, 19. 8. 2016, <https://www.deutschlandfunkkultur.de/philosemitismus-einer-zweifelhaften-zuneigung-auf-der-spur-100.html> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).



2.2 Antisemitisches Othering

„Ich bin hier geboren, habe einen deutschen Pass, aber trotzdem bin ich irgendwie kein Deutscher, weil ich jüdisch bin. Ich bin fremd. Ein Außerirdischer.“ (IP 9)

Das Zitat des 19-jährigen Abiturienten aus Mittelfranken (IP 9) zeigt deutlich sein ausgeprägtes Gefühl von Fremdheit und Nichtzugehörigkeit. Mehrere Befragte (IP 9, IP 10, IP 14, IP 16) berichteten, dass ihnen sowohl Mitschüler:innen als auch Lehrkräfte dieses Gefühl im schulischen Alltag vermittelten und sie durch entsprechende Äußerungen wiederholt symbolisch aus einer „Wir-Gruppe“ ausschlossen – ein zentrales Merkmal antisemitischen Otherings.

Die 15-jährige Schülerin aus Schwaben (IP 16) berichtete, wie ein Mitschüler sie in der 8. Klasse auf dem Pausenhof als „Jüdin“ beschimpfte. Ein Lehrer bekam dies zwar mit, griff jedoch nicht ein. Ihre Freundin, erzählte die Schülerin, habe bislang keine derartigen Erfahrungen machen müssen – von ihr wisse allerdings niemand, dass sie jüdisch sei. Damit beschrieb die 15-Jährige einen gesellschaftlichen Zustand, der es Jüdinnen und Juden praktisch unmöglich macht, ihr Jüdischsein offen und ohne Angst zu zeigen und auszuleben. Mehrere Studien belegen, dass die Verwendung des Wortes Jude als Schimpfwort im schulischen Alltag in Deutschland weitverbreitet ist.²² Die ausgrenzende Formulierung tritt an allen Schultypen auf. Lehrkräfte erkennen jedoch häufig nicht, dass sie antisemitisch ist. Folglich bleiben entsprechende Vorfälle oft ohne Konsequenzen – wie es auch die 15-jährige Schülerin erlebte.

Die Alltäglichkeit verbaler Abwertungen und deren Duldung durch Außenstehende und Autoritätspersonen können dazu führen, dass Betroffene solche Aussagen zunächst als unvermeidlich empfinden und erst rückblickend als diskriminierend einordnen. Das verdeutlicht die folgende Schilderung einer 17-jährigen Gymnasiastin aus Mittelfranken (IP 6):

22 Julia Bernstein, *Antisemitismus an Schulen in Deutschland. Befunde – Analysen – Handlungsoptionen*, Weinheim 2021; Jürgen Harig/Christoph Zwilling, „Du Jude!“ – Antisemitismus an Schulen, in: *Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft*, 2. 9. 2021, <https://www.gew-berlin.de/aktuelles/detailseite/du-jude-antisemitismus-an-schulen> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

„In der 6. oder 7. Klasse hatte ich natürlich [...] na ja, was heißt natürlich? [...] Kontakt mit Leuten, die antisemitisch waren, die mir ‚Scheißjüdin‘ hinterhergerufen haben, oder einfach ‚Jüdin‘ – aber nicht so positiv konnotiert. Damals habe ich mir das schon zu Herzen genommen, weil ich auf die neue Schule kam und es nicht gewöhnt war, so angesprochen zu werden.“ (IP 6)

Die Formulierung „natürlich“ deutet darauf hin, dass die Gymnasiastin diese Form von antisemitischem Othering zum damaligen Zeitpunkt als Normalzustand wahrnahm. Im Verlauf des Interviews reflektierte sie dies kritisch mit dem Halbsatz „na ja, was heißt natürlich?“ Solche antisemitische Differenzkonstruktionen, also Zuschreibungen, die Jüdinnen und Juden als „anders“ oder „fremd“ markieren, führen häufig zu einem sozialen Ausschluss jüdischer Schüler:innen. Die Mutter eines Gymnasiasten aus Schwaben (IP 17) berichtete von einer Situation, in der ein Mitschüler vor einem schulischen Fußballturnier eine Durchsage des Direktorats imitierte. Sie lautete:

„Achtung, Achtung, eine dringende Durchsage aus dem Direktorat: Juden dürfen leider nicht am Fußballturnier teilnehmen.“ (IP 17)

Selbst vermeintlich neutrale Kommentare oder neugierige Fragen zur jüdischen Religion können durch ständige Wiederholung und durch eine einseitige Adressierung der jüdischen Identität einer Person zu deren Stigmatisierung beitragen. Die 22-jährige Lehramtsstudentin aus Unterfranken (IP 10) wurde während ihrer Schulzeit häufig von Mitschüler:innen gefragt, was sie als Jüdin nicht essen dürfe und ob sie den Schabbat feiern müsse. Das habe sie genervt, erzählte sie im Interview. Die Fragenden hätten das Judentum auf religiöse Verbote reduziert und so in ein negatives Licht gerückt. Auch der Freund der Studentin, der 19-jährige Abiturient (IP 9), berichtete im Doppelinterview, dass er häufig gefragt wird, ob es stimme, dass Juden am Schabbat ihr Handy nicht benutzen dürften. Solche Kommentare und Fragen sind zwar nicht antisemitisch, reduzieren Jüdinnen und Juden jedoch mitunter auf ihre religiöse Zugehörigkeit – und zwar unabhängig davon, ob sie die Religion persönlich praktizieren. Häufig wird dabei deutlich, dass die Fragenden die jüdische Religion als besonders streng und fremd wahrnehmen, was Praktiken der Ausgrenzung im Alltag weiter begünstigt.

Die Studentin und der Abiturient (IP 10 und IP 9) berichteten zudem, dass sie sich öfters dafür rechtfertigen müssten, als Juden in Deutschland zu

leben. Die Wahrnehmung, dass Jüdinnen und Juden „eigentlich“ nicht nach Deutschland gehörten oder keine „richtigen“ Deutschen seien, stellt eine weitverbreitete Form des antisemitischen Otherings dar.

Antisemitisches Othering tritt nicht nur in jugendlichen Peergroups auf. Auch Lehrkräfte reproduzieren teilweise diese Form von Antisemitismus und tragen dadurch zu ihrer Normalisierung bei. Die 24-jährige Lehrerin (IP 14) erzählte im Interview von ihrer eigenen Schulzeit. Eine Lehrkraft habe sie regelmäßig mit dem hebräischen Gruß „Schalom“ angesprochen. Sie empfand dies als nervig und unangenehm, da niemand sonst auf diese Weise begrüßt wurde. Dies habe bei ihr das merkwürdige Gefühl verstärkt, „immer die einzige“ (IP 14) zu sein.

Ein solches Verhalten von Lehrkräften wiegt umso schwerer, da sie als Autoritätspersonen eine wichtige Rolle für ihre Schüler:innen spielen. Der 19-jährige Abiturient (IP 9) berichtete von einem antisemitischen Kommentar seines Lehrers, den dieser vor der gesamten Klasse gemacht hatte:

„Kurz vor dem Unterricht erzählte ich, dass ich mir beim Fußball am Bein wehgetan habe. Der Lehrer hat es mitbekommen und gesagt: ‚Er ist Jude. Ist doch klar, dass ihm alles wehtut.‘“ (IP 9)

Mit seiner Bemerkung markierte der Lehrer den Abiturienten nicht nur als „anders“ – weil jüdisch – und schloss ihn dadurch symbolisch von der Klassengemeinschaft aus. Er griff auch auf ein altbekanntes antisemitisches Stereotyp zurück, wonach Juden körperlich schwach und überempfindlich seien. Auch die NS-Propaganda diffamierte jüdische Männer als „verweichlicht“ und „jammernd“ – im Gegensatz zum angeblich starken „arischen Volkskörper“ – und nutzte unter anderem dieses Stereotyp dazu, um ihre Politik der Diskriminierung und Verfolgung jüdischer Menschen zu legitimieren.

Das Verhalten des Lehrers verdeutlicht zum einen, wie wirkmächtig tradierte antisemitische Stereotype auch heute noch sein können. Zum anderen zeigt es, welche enorme psychische Belastung viele jüdische Schüler:innen in ihrem Schulalltag ausgesetzt sind. Das Beispiel unterstreicht zugleich, wie notwendig es ist, Lehrkräfte entsprechend auszubilden und für Antisemitismus zu sensibilisieren, damit sie auch jüdischen Schüler:innen einen diskriminierungsfreien Schulalltag ermöglichen und damit dem gesellschaftlichen Auftrag der Schule gerecht werden können.

2.3 Zuweisung einer Expert:innen-Rolle

„Bei Lehrern war das oft der Fall, dass sie mir Tausend Nachfragen stellten. Wie ist es so, Jude zu sein? Sprichst du Hebräisch? Kommst du aus Israel? Warum lebst du in Deutschland? Wie ist es für dich, dieser Antisemitismus, Holocaust, findest du es schlimm? Wie war es für dich, als wir in Dachau waren?“ (IP9)

Der 19-jährige Abiturient beschrieb, wie ihm Lehrer:innen im Schulunterricht häufig eine „Expertenrolle“ für alle Themen zuwiesen, die sie als jüdisch wahrnahmen – sei es die Schoah, das Judentum oder Israel. Solche Rollenzuweisungen sind ebenfalls als Form von antisemitischem Othering zu werten, da sie jüdische Schüler:innen auf ihr Jüdischsein reduzieren. Seine Freundin, die 22-jährige Lehramtsstudentin (IP10), berichtete im Doppelinterview, dass sie in der 8. Jahrgangsstufe vor der gesamten Klasse „die Holocaust-Geschichte“ (IP10) ihrer Großmutter erzählen musste. Angesichts ihres jungen Alters, der familiären Traumata sowie ihrer Sorge, auf eine Opferrolle reduziert zu werden, empfand sie dies als sehr belastend.

Die 24-jährige Lehrerin erzählte, dass sie während ihrer eigenen Schulzeit eine ähnliche Situation erlebt hatte und sich dadurch bloßgestellt fühlte:

„Wenn die Lehrkraft mich unter vier Augen gefragt hätte, dann hätte ich noch eine Wahl gehabt. Aber wenn das im Plenum gesagt wird, und die ganze Klasse dreht sich zu mir um [...] Selbst die, die nicht wussten, dass ich jüdisch bin, wussten es nun. Es war einfach sehr unangenehm, auch weil ich als einzige in der Klasse jüdisch war.“ (IP14)

Der 19-jährige Abiturient (IP9) schilderte hingegen ein Beispiel für einen sensiblen Umgang, der für ihn eine positive Erfahrung war: Als im Unterricht das Thema Nahostkonflikt behandelt wurde, durfte er selbst entscheiden, ob er seine Meinung dazu einbringen möchte – was er dann auch tat.

Die Beispiele verdeutlichen, dass auch die vielleicht sogar gut gemeinte Zuweisung einer Expert:innenrolle ambivalent ist und negativ wirken kann. Erfolgt eine Einbeziehung jüdischer Schüler:innen einvernehmlich und respektvoll, ermöglicht sie ihnen eine partizipative Mitgestaltung

des Unterrichts und kann der Klassengemeinschaft eine zusätzliche Perspektive eröffnen. Werden jüdische Kinder oder Jugendliche jedoch gezwungen, eine spezifische Sichtweise zu repräsentieren, kann eine solche Zuweisung sie auf stereotype Weise in eine bestimmte Rolle drängen – je nach Kontext als ‚Opfer‘ oder ‚Täter‘.

2.4 Bagatellisierung und Befürwortung der Schoah

Der 18-jährige Schüler eines mittelfränkischen Gymnasiums (IP5) wurde in der 5. Klasse mit dieser Aussage eines Mitschülers konfrontiert:

„Im Schwimmkurs hat ein Schüler zu mir gesagt: ‚Mein Opa hat erzählt, alle Juden sollen noch verbrannt werden, und es ist schade, dass alles vorbei ist.‘“ (IP5)

Die 21-jährige Studentin aus Mittelfranken war nach eigenen Angaben „16 oder 17“ (IP11), als sie mit einem älteren Freund in einer Bar saß und sich von ihm „Witze mit Juden vergasen“ (IP11) anhören musste:

„Ich habe gesagt, dass ich jüdisch bin. Dann fing es an, einer erzählte dann diese ‚Witze‘ mit ‚Juden vergasen‘ [...] Anscheinend finden das die Leute lustig, Witze, die mit dem Holocaust zu tun haben, zu machen, wenn man sagt, dass man jüdisch ist. Das finde ich komisch und gruselig.“ (IP11)

Die 15-jährige Schülerin aus Schwaben (IP16) erhielt in der 8. Klasse monatelang über Messengerdienste antisemitische Beleidigungen und Memes von einem Mitschüler. Die meisten bezogen sich auf die NS-Zeit und die Schoah. Besonders verletzend war für die Schülerin die Aussage des Mitschülers, ihre Familie hätte vergast werden sollen.

Diese Beispiele verdeutlichen, wie alltäglich affirmative Bezugnahmen auf die Schoah und den Nationalsozialismus sind – nicht nur, aber auch im schulischen Alltag.²³ Sie treten oft in Form von „Witzen“ oder scheinbar

23 Julia Bernstein, „Mach mal keine Judenaktion!“ – Herausforderungen und Lösungsansätze in der professionellen Bildungs- und Sozialarbeit gegen Antisemitismus, Frankfurt am Main 2018, <https://www.frankfurt-university.de/fileadmin/standard/Aktuelles/>

harmlosen Bemerkungen auf, die oftmals Symboliken oder Denkweisen aus der NS-Zeit transportieren. Wenn sie auf Ablehnung stoßen, werden sie meist als „nicht ernst gemeint“ abgetan. Solche Ausdrucksformen werden als Post-Schoah-Antisemitismus klassifiziert, da sie sich auf die Zeit des Nationalsozialismus, auf die Schoah und/oder auf die Erinnerung an die Schoah beziehen. Solche „Witze“ und Bemerkungen dienen dazu, jüdische Menschen herabzusetzen und auszugrenzen.²⁴

Zwei befragte Mütter schulpflichtiger Kinder berichteten hierzu von folgenden Beispielen:

„In der Klasse meiner Tochter gibt es unterschwelligen Antisemitismus. Zwei Jungs sagten in den Pausen regelmäßig zu ihr: ‚Wohin pilgern die Juden? Ins KZ.‘“ (IP15)

„Mein Sohn war neu in der Schule. Zu Beginn der 7. Klasse fragte er nach dem Weg zum Unterrichtsraum. Ein Schüler sagte: ‚Der Judenvergasungsaal ist hinten rechts.‘“ (IP17)

Die Verbreitung von Post-Schoah-Antisemitismus im schulischen Alltag wurde auch in einer privaten WhatsApp-Chatgruppe von Abiturienten aus Mittelfranken sichtbar. Während eines persönlichen Treffens zur Planung ihrer Abi-Fahrt machte der befragte 19-Jährige (IP9) wiederholt Vorschläge, die bei den anderen auf Ablehnung stießen. Ohne dass er das mitbekam, diskutierten seine Mitschüler parallel in der Chatgruppe, ob

Pressemitteilungen/Mach_mal_keine_Judenaktion__Herausforderungen_und_Loesungsansaeetze_in_der_professionellen_Bildungs-_und_Sozialarbeit_gegen_Anti.pdf. Julia Bernstein bezeichnet in ihrer Studie vergleichbare positive Bezugnahmen auf den Nationalsozialismus und die Schoah als Echos der Nazizeit (Kapitel „Echos der Nazizeit“, ab S.199). Diese kämen an allen Schultypen vor. Siehe auch Marina Chernivsky/Friederike Lorenz/Johanna Schweitzer, *Antisemitismus im (Schul-)Alltag. Erfahrungen und Umgangsweisen jüdischer Familien und junger Erwachsener*. Kompetenzzentrum Prävention und Empowerment der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V., Berlin 2020, https://www.vielfalt-mediathek.de/wp-content/uploads/2021/03/ZWST_Antisemitismus-im-Schul-Alltag_vielfalt-mediathek.pdf

- 24 Post-Schoah-Antisemitismus und israelbezogener Antisemitismus (siehe Kapitel 2.5) sind in der deutschen Gesellschaft weitverbreitet – auch in Bayern. Das belegt unter anderem die hohe Zahl antisemitischer Vorfälle, die RIAS Bayern seit Beginn ihrer Tätigkeit 2019 dokumentierte. 2022 war Post-Schoah-Antisemitismus sogar die häufigste von fünf inhaltlichen Erscheinungsformen von Antisemitismus, die RIAS Bayern registrierte: 51 Prozent aller von RIAS Bayern dokumentierten antisemitischen Vorfälle (216 von 422) wurden dieser Erscheinungsform zugeordnet. Siehe Verein für Aufklärung und Demokratie e. V. und RIAS Bayern, *Antisemitische Vorfälle in Bayern 2022*, München 2023, <https://report-antisemitism.de/documents/Antisemitische-Vorfaelle-2022-RIAS-Bayern.pdf>, S. 14.

er „auf den Dachgepäckträger“ eines Autos geschnallt werden solle. Ein Mitschüler kommentierte den Vorschlag dort mit den Worten: „Ja, kenne bei München so eine Abladestelle, glaub', die heißt Dachau.“ Eine kurze Umfrage zu dem Vorschlag endete mit allgemeiner Zustimmung und zahlreichen Lach-Emojis. Der 19-Jährige war fassungslos, als ihm ein anderer Mitschüler anschließend den Chatverlauf zeigte. Dieser Fall verdeutlicht, wie Gruppendynamiken die Hemmschwelle für antisemitische Äußerungen senken und für eine Atmosphäre sorgen können, in der sich andere zu Kompliz:innen machen. Solche Dynamiken tragen dazu bei, Antisemitismus zu normalisieren, während Betroffene mit ihren negativen Gefühlen und den möglicherweise verstärkten transgenerationalen Traumata allein bleiben.

Im Ethikunterricht diskutierten wir
über Massentierhaltung.



Wie bereits dargestellt, ist es besonders problematisch, wenn entsprechende Aussagen von Lehrkräften kommen. Der 19-jährige Abiturient erlebte sogar, wie sein Lehrer die Schoah und den Nationalsozialismus „aus biologischer Sicht“ als positiv darzustellen versuchte:

„Als es im Unterricht um die Rassentheorie der Nazis ging, sagte unser Lehrer, dass diese aus biologischer Sicht keine schlechte Erfindung war. Aus ethischer Sicht sei es schlimm gewesen, aber aus biologischer ein purer Erfolg für die Wissenschaft.“ (IP9)

Der 19-jährige Student aus Unterfranken erzählte im Interview, dass sein Englischlehrer in der 11. Klasse im Unterricht ein nationalsozialistisches Marschlied sang. Das sei jedoch nicht seine einzige negative Erfahrung mit Lehrkräften gewesen:

„Im Ethikunterricht erzählte ein Lehrer, die Schweine werden vergast wie die Juden. Und du sitzt da mit deiner Davidsternkette, er schaut dir in die Augen.“ (IP12)

Bagatellisierungen der Schoah, etwa durch Gleichsetzungen mit anderen Themen wie industrieller Tierschlachtung oder Abtreibung, sind kein neues Phänomen. Seit der Coronapandemie, als Teile der Gesellschaft Maßnahmen wie Impfungen oder Maskenpflicht stark ablehnten und mitunter Analogien zu Auschwitz zogen oder gelbe Sterne mit der Aufschrift „ungeimpft“ trugen, haben solche Gleichsetzungen jedoch zugenommen – nicht nur hierzulande, sondern weltweit.²⁵ Derartige Bagatellisierungen missbrauchen das präzedenzlose Verbrechen der Schoah und dessen gesellschaftlich etablierte Verurteilung, um andere Anliegen moralisch aufzuwerten und politische Gegner:innen zu delegitimieren. Dass auch Lehrkräfte mitunter die Schoah verharmlosen, kann ihre Ursache in familiär tradierten Opfernarrativen haben, die nach 1945 in den meisten

25 David Isaac, „Holocaust trivialization becomes mainstream, providing safe space for deniers“, in: *Jewish News Syndicate*, 24.1.2022, <https://www.jns.org/holocaust-trivialization-enters-mainstream-providing-safe-space-for-deniers/> (letzter Zugriff am 4.12.2025). Für Beispiele einer Bagatellisierung der Schoah im Kontext der Coronapandemie in Bayern siehe Verein für Aufklärung und Demokratie e.V. und RIAS Bayern, *„Das muss man auch mal ganz klar benennen dürfen“. Verschwörungsdenken und Antisemitismus im Kontext von Corona*, München 2023, https://report-antisemitism.de/documents/2023-03-Corona_Report_web_3_Auflage.pdf.

nichtjüdischen deutschen Familien die Erinnerung an die NS-Verbrechen und den Zweiten Weltkrieg prägten.²⁶

Dabei ist es wichtig zu betonen, dass es auch an bayerischen Schulen viele sehr engagierte Lehrkräfte gibt, die große Anstrengungen unternehmen, um über Antisemitismus aufzuklären. Mehrere Interviewte berichteten von entsprechenden positiven Erfahrungen (IP 9, IP 11, IP 13) – darunter eine 18-jährige Schülerin aus Mittelfranken:

„In meinem Geschichtskurs haben wir Referate gehalten, auch zum Judentum und Antisemitismus. Wir behandeln das Thema jetzt in der 12. Klasse noch mal intensiv, seit der 9. Klasse eigentlich jedes Jahr. Mein Lehrer legt großen Wert darauf. Das finde ich gut, weil man es nicht einmal abhaken darf, sondern sich immer wieder erinnern muss.“ (IP 1)

2.5 Auf Israel bezogener Antisemitismus

Die 24-jährige jüdische Lehrerin (IP 14), die in Deutschland geboren und aufgewachsen ist, beschrieb im Interview folgende Situation:

„Ich habe von meiner 8. Klasse ein gutes Abschluss-Feedback bekommen, bei einem Zettel stand aber ganz oben in der Ecke ‚Free Palestine.‘ Das sind halt so Sachen, die mich nerven, weil ein Herr Müller oder eine Frau Schmidt solche Kommentare nicht lesen müssen, die würden so was niemals bekommen. Deswegen ist es so schmerzhaft und deswegen tut es so weh.“ (IP 14)

Der Zettel mit der Aufschrift „Free Palestine“ hatte mit einer Bewertung des Unterrichts nichts zu tun. Stattdessen richtete er sich direkt an die Lehrerin und machte sie – als Jüdin – zur Repräsentantin des Staates Israel. Offensichtlich war der Kommentar darauf ausgelegt, sie zu verletzen.

Der Fall zeigt, dass neben anderen antisemitischen Erscheinungsformen auch israelbezogener Antisemitismus bereits vor dem 7. Oktober an bayerischen Schulen präsent war. Dabei werden antisemitische

²⁶ Siehe ausführlich dazu Samuel Salzborn, *Kollektive Unschuld. Die Abwehr der Shoah im deutschen Erinnern*. Berlin/Leipzig 2020.

Ressentiments auf den Staat Israel bezogen: Der Staat wird mit tradierten judenfeindlichen Stereotypen dämonisiert, Jüdinnen und Juden in Deutschland werden für die Politik Israels verantwortlich gemacht, oder dem jüdischen Volk wird das Recht auf nationale Selbstbestimmung abgesprochen. Zum israelbezogenen Antisemitismus gehört auch, Israel nach anderen politischen oder moralischen Maßstäben zu bewerten als andere Länder.²⁷ Israel wird dabei kontrafaktisch als Terror- und Unrechtsstaat, als rassistisches Apartheidsregime oder als Kindermörderstaat diffamiert.

Israelbezogener Antisemitismus findet in Deutschland eine höhere gesellschaftliche Toleranz als andere Formen von Antisemitismus. Dementsprechend ist er sowohl unter Schüler:innen als auch unter Lehrkräften als Denk- und Wahrnehmungsmuster verbreitet. Im schulischen Alltag der Befragten trat er häufig zusammen mit Formen von antisemitischem Othering auf: Jüdische Jugendliche wurden dabei beispielsweise zu Repräsentant:innen des Staates Israel gemacht. Die bereits zitierte 24-jährige Lehrerin berichtete, dass sie dies auch in ihrer eigenen Schulzeit erlebte:

„Als ich an der Schule war, wenn es irgendwas gab zu Judentum, Nahost oder Israel: ‚Wir haben doch [Vorname der befragten Lehrerin], die kann uns helfen, herauszufinden, welche Speaker gut sind, ob das antisemitisch war und was man dagegen tun kann.‘“ (IP14)

Die Lehrkraft übertrug die Verantwortung für die Vermittlung äußerst sensibler Themen ausgerechnet der einzigen jüdischen Schülerin in der Klasse. Dadurch markierte sie diese im Sinne des antisemitischen Otherings als „anders“ (siehe Kapitel 2.2). Zudem setzte die Lehrkraft die jüdische Schülerin – wenn auch ungewollt – dem Risiko aus, zur Zielscheibe von israelbezogenem Antisemitismus zu werden.

27 Der sogenannte 3-D-Test geht auf Natan Sharansky zurück, der ihn 2004 als Hilfsmittel entwickelte, um sachliche Kritik an der israelischen Politik von israelbezogenem Antisemitismus abzugrenzen. Siehe Natan Sharansky, „3D Test of Anti-Semitism: Demonization, double standards, delegitimization“, in: *Jewish Political Studies Review* 16, 2004, S. 3–4. Siehe auch eine Kurzdarstellung des 3D-Tests: Jessica Hoyer, „Drei-D-Test“, in: Glossar Antisemitismus, Bundeszentrale für politische Bildung, ohne Datum, <https://www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/was-heisst-antisemitismus/glossar-antisemitismus/559877/drei-d-test/> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

Dass diese Form des Antisemitismus auch Gewaltpotenzial birgt, verdeutlicht die Schilderung der Mutter eines Gymnasiasten aus Schwaben:

„Nach dem Fußballtraining rief ein Junge meinem damals zwölfjährigen Sohn zu: ‚Schau mal her, meine Serviette ist runtergefallen! Stell dir mal vor, das ist Israel!‘ Und dann hat er draufgetreten und sie mit dem Fuß zerquetscht.“ (IP17)

In dieser symbolischen Zerstörung des jüdischen Staates übertrug der Junge seinen auf Israel bezogenen Vernichtungswunsch in eine konkrete Handlung. Auch wenn das Zertrampeln einer Serviette auf den ersten Blick harmlos wirken mag, stellte es für den adressierten jüdischen Schüler eine direkte Bedrohung dar, da er in den Augen seines Mitspielers den verhassten Staat repräsentierte.



2.6 Zuschreibung der angeblichen „jüdischen Allmacht“

„Was ich ansonsten gehört habe, ist, dass die Juden die ganze Zeit die ganze Welt beherrschen wollen.“ (IP1)

Diese Zuschreibung, die die 18-jährige Gymnasiastin (IP1) selbst erfahren hat, enthält den Kern dessen, was als moderner Antisemitismus bezeichnet wird: Die Vorstellung, „die Juden“ seien weltweit nicht nur eine einflussreiche Gruppe, sondern mächtige Drahtzieher, die im Verborgenen die Geschicke der Welt zu ihrem eigenen Vorteil und zum Nachteil aller anderen steuerten. Diese Zuschreibung einer angeblichen „jüdischen Allmacht“ hat ihren Ursprung in der frühchristlichen Theologie: Diese beschuldigte „die Juden“, mit ihrer „immensen Macht“ sogar Jesus, also nach christlichem Verständnis den Sohn Gottes, ermordet zu haben.

Die Vorstellung einer jüdischen Weltverschwörung ist das zentrale Element des modernen Antisemitismus. Dieser entstand im 19. Jahrhundert auf Basis des christlichen Antijudaismus, war jedoch nicht religiös, sondern politisch oder „wissenschaftlich“ (rassistisch) motiviert. Er stützte sich auf säkulare Vorstellungen jüdischer Allmacht. Während Rassismus meist darauf basiert, bestimmten Menschengruppen Unterlegenheit zu unterstellen, fußt das antisemitische Weltbild auf der Vorstellung von „den Juden“ als Gottesmördern und geheimen Weltverschwörern. Diese Vorstellung wirkt bis heute in zahlreichen antisemitischen Verschwörungsmmythen fort, die „den Juden“ etwa die geheime Kontrolle über Finanzmärkte, Medien oder Politik zuschreiben.²⁸

28 Laut einer repräsentativen Umfrage des Jüdischen Weltkongresses (WJC) von 2019 behaupteten 28 Prozent der befragten Angehörigen der Elite (definiert als Hochschulabsolvent:innen mit einem Jahreseinkommen von mindestens 100.000 Euro), Juden hätten zu viel Macht in der Wirtschaft; 26 Prozent stimmten der Aussage zu, Juden hätten zu viel Macht in der Weltpolitik. World Jewish Congress (WJC), „Nearly one in three young Germans holds antisemitic Attitudes, WJC survey finds“, in: *World Jewish Congress*, 26.1.2022, <https://www.worldjewishcongress.org/en/news/wjc-survey-shows-one-in-three-young-germans-holds-antisemitic-attitudes> (letzter Zugriff am 4.12.2025).

2.7 Verbale Anfeindungen und körperliche Gewalt

„Es war am Anfang der 11. oder 12. Klasse. Ich bin mit dem Fahrrad regelmäßig zur Schule und nach Hause gefahren. Eine Gruppe Jugendlicher versperrte mir bewusst den Weg. Einer rief: ‚Du Scheißjude! Beim nächsten Mal hau ich dir aufs Maul!‘ Ich kannte ihn nur vom Sehen und weiß nicht, woher er wusste, dass ich jüdisch bin.“ (IP 9)

Der 19-jährige Abiturient schilderte rückblickend, dass er in dieser Situation sowohl beleidigt („Scheißjude“) als auch bedroht („hau ich dir aufs Maul“) wurde. Solche verbalen Anfeindungen und Androhungen von physischer Gewalt wirken sich nachhaltig auf das Sicherheits- und Selbstwertgefühl von Betroffenen aus. Dazu müssen diese nicht zwingend die Betroffenen direkt adressieren: Der Schüler einer 12. Klasse (IP 2) aus Mittelfranken berichtete etwa, dass eines Tages auf einem Papierspender in einer Herrentoilette in seiner Schule auf Lateinisch der Satz „Ich liebe Judenmord“ geschrieben stand. Er empfand den Vorfall als „seltsam“ und ordnete ihn in den Kontext des wachsenden „antisemitischen und rechts-extremen Vandalismus“ (IP 2) an seiner Schule ein.

Der 19-jährige Student aus Unterfranken erzählte, dass er zu Beginn der 11. Klasse eine vulgäre Sprachnachricht mit einer antisemitischen Drohung erhalten hatte. „Toller Start“ in die neue Jahrgangsstufe, kommentierte er rückblickend mit Ironie. Die Nachricht lautete:

„Ihr 80 Juden, ich komme zu euch nach Hause und kacke euch allen in den Kopf.“ (IP 12)

Auch Erfahrungen mit Antisemitismus außerhalb der Schule können das Gefühl einer permanenten Bedrohung verstärken. Die Mutter dreier schulpflichtiger Kinder aus Schwaben (IP 17) schilderte im Interview, wie ein Taxifahrer ihren Mann und ihre Söhne während der Coronapandemie auf dem Weg zur Synagoge im Auto als „blöde Juden“ beschimpfte. Die vier trugen Kippot und waren dadurch als Juden erkennbar. Der Vorfall führte dazu, dass der jüngste Sohn der Interviewpartnerin, der damals in der 5. Klasse war, ein Jahr lang die Gegend mied und sich weigerte, mit der U-Bahn zu fahren.

Dass verbale Anfeindungen auch in direkte körperliche Gewalt münden können, zeigt die traumatische Erfahrung eines Sohnes der Interviewpartnerin:

„Ein Junge versuchte, ihn die Treppen herunterzuschmeißen. Zudem wurde er als ‚jüdischer Lauch‘ bezeichnet, weil er sehr dünn und klein war. Als sein jüngerer Bruder dann auf die gleiche Schule kam, war der Ältere ‚der kleine, dünne jüdische Lauch‘ und der Jüngere ‚der kleine, dicke jüdische Lauch‘.“ (IP 17)

Die Berichte zeigen, dass schon vor dem 7. Oktober Unsicherheiten und Belastungen den Alltag der Befragten prägten – die Ereignisse dieses Tages markierten jedoch einen einschneidenden Wendepunkt.

Download der Neuauflage: *Multidirektionale Angriffe auf die Erinnerung – Post-Schoah-Antisemitismus in Bayern*

https://report-antisemitism.de/documents/Multidirektionale_Angriffe_auf_die_Erinnerung_2025.pdf



3. Der 7. Oktober im persönlichen Erleben



Der Terrorangriff auf Israel löste bei Jüdinnen und Juden weltweit tiefe Bestürzung und eine große emotionale Belastung aus. Dies spiegelt sich deutlich in den Berichten der Interviewten wider. Ihre Schilderungen gewähren Einblicke in das persönliche Erleben jenes Tages, an dem bewaffnete Terroristen der Hamas und andere mit ihr verbundene Gruppierungen auf israelisches Staatsgebiet vordrangen und in mehreren Massakern fast 1.200 Menschen – überwiegend Zivilist:innen, darunter Frauen und Kinder – ermordeten. Noch nie zuvor in der Geschichte des Staates Israel wurden an einem einzigen Tag so viele Menschen getötet. Die Angreifer verübten gezielt sexualisierte Gewalt und verletzten etwa 5.000 Menschen zum Teil schwer. Zudem verschleppten sie rund 250 Personen in den Gazastreifen, darunter auch einige Babys. Hunderte Häuser wurden zerstört und Zehntausende Menschen mussten infolge der Angriffe vom 7. Oktober ihre Wohnungen verlassen. Die Terroristen filmten sich während der Massaker und verbreiteten die Aufnahmen teilweise live über soziale Medien und Messenger-Dienste.

Dieses Kapitel untersucht die emotionalen Reaktionen der Interviewten auf den Terrorangriff vom 7. Oktober sowie dessen Folgen für ihren Alltag. Im Mittelpunkt stehen dabei zunächst die unmittelbare emotionale Betroffenheit und die psychische Belastung, die die Nachrichten aus Israel bei den Befragten auslösten (3.1). Daran anschließend werden die Reaktionen ihres sozialen Umfelds analysiert – etwa von Freund:innen, Mitschüler:innen, Lehrkräften und Kolleg:innen (3.2). Viele Befragte nahmen die Reaktionen ihres nichtjüdischen Umfelds auf den 7. Oktober als unangemessen und distanziert wahr, was bei ihnen tiefe Enttäuschung auslöste. Einige berichteten zudem von Einzelfällen, in denen Personen die Gewaltakte des 7. Oktobers offen billigten. Mehrere Interviewte berichteten zudem, dass Lehrkräfte problematischen und bisweilen sogar offen antisemitischen Aussagen zum 7. Oktober im Schulunterricht nicht widersprachen. Sie führten dies unter anderem auf fehlendes Fachwissen, Zeitdruck, Ängste vor einer Eskalation im Klassenraum sowie vereinzelt auf eine zustimmende Haltung der jeweiligen Lehrkraft zurück.

Ein weiterer Schwerpunkt des Kapitels liegt auf den Wahrnehmungen der Interviewten zur antisemitischen Bedrohungslage in Deutschland (beziehungsweise Bayern) seit dem 7. Oktober (3.3). Ein Großteil der Befragten zeigte sich sehr besorgt darüber, wie verbreitet antisemitische Hetze im Netz, aber auch im öffentlichen Raum ist. Viele von ihnen gaben an, dass sich ihr subjektives Sicherheitsgefühl infolgedessen deutlich verändert

habe. Dies wirke sich auf ihr Verhalten im Alltag sowie auf ihr Selbstverständnis als Jüdinnen und Juden in Deutschland aus (3.4). Abschließend werden aus Sicht der Interviewten mögliche psychosoziale Folgen des 7. Oktobers thematisiert (3.5).

3.1 Emotionale Betroffenheit

„Das Erste, was ich nach dem Aufwachen gelesen habe, war dieses Festival, wo ein Haufen Leute gekidnappt und getötet worden sind. Ich war schockiert und voller Angst [...] einfach sprachlos.“ (IP 11)

Mit diesen Worten beschrieb die 21-jährige Studentin aus Mittelfranken ihre erste Reaktion auf die Nachrichten vom Angriff palästinensischer Terroristen auf das Supernova-Musikfestival im Süden Israels. Ihre Aussage steht exemplarisch für die Gefühlslage anderer Befragter: Schock, Sprachlosigkeit und Angst prägten ihre unmittelbaren Reaktionen auf die Nachrichten aus Israel. Die Studentin berichtete von ihrer Sorge um ihre Verwandten und Freund:innen in Israel sowie um die Sicherheit ihrer Mutter, die als Mitarbeiterin einer jüdischen Gemeinde in Bayern ebenfalls Ziel antisemitischer Attacken werden könne. Die 21-Jährige antizipierte also bereits am 7. Oktober, dass sich die antisemitische Gewalt in Israel auch auf jüdisches Leben in Deutschland auswirken würde.

Diese Befürchtung bestätigte sich, als Menschen in Berlin, in weiteren deutschen Städten und in Bayern die Gewaltakte – darunter Morde, Vergewaltigungen und Geiselnahmen – noch am selben Tag und in den folgenden Tagen im Netz sowie bei israelfeindlichen Kundgebungen teils offen bejubelten und vielfach als vermeintlich gerechtfertigten Widerstand affirmierten. Allein am Wochenende vom 7. und 8. Oktober dokumentierte RIAS Bayern im Freistaat fünf antisemitische Vorfälle, die im Zusammenhang mit dem Terrorangriff auf das Musikfestival und die Kibbuzim²⁹ in Südisrael standen.³⁰

29 Der Begriff ‚Kibbuzim‘ (Hebräisch für ‚Sammlung‘, ‚Versammlung‘ oder ‚Kommune‘) bezeichnet kollektive Siedlungen in Israel, die historisch auf sozialistischen Prinzipien basieren, mit gemeinschaftlichem Eigentum und gemeinsamer Arbeit; heute existieren sie häufig auch mit individuellen Eigentums- und Einkommensmodellen. Siehe „Kibbuz“, in: *wissen.de*, ohne Datum, <https://www.wissen.de/lexikon/kibbuz> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

30 Verein für Aufklärung und Demokratie e. V. und RIAS Bayern, *Antisemitische Vorfälle in Bayern 2023*. München 2024, https://report-antisemitism.de/documents/20240429_Rias_Bayern_Jahresbericht_2023.pdf, S. 23.

Auch die Lehramtsstudentin aus Unterfranken (IP 10) erlebte den 7. Oktober als einen emotional höchst belastenden Tag. Sie war gerade zu Besuch bei ihrer besten Freundin – ebenfalls eine Jüdin –, als ihr im Laufe des Vormittags auffiel, dass viele Menschen aus ihrem jüdischen Bekannten- und Freundeskreis auf Instagram Solidaritätsbekundungen mit Israel posteten. Das habe sie zuerst irritiert, erzählte sie: „An die Konflikte zwischen Israelis und Palästinensern hat man sich schließlich schon gewöhnt.“ (IP 10) Als die beiden Freundinnen realisierten, was sich im Süden Israels gerade abspielte, waren sie fassungslos. Von da an, so die Studentin, sei ihr ganzer Tag „im Eimer“ gewesen – die beiden hätten über nichts anderes mehr sprechen können.

Für den 14-jährigen Schüler aus Unterfranken (IP 7) wird seine Bar Mitzwa Ende Oktober 2023 in einem Nachbarland Deutschlands wohl immer mit den Terroranschlägen in Israel verbunden bleiben. Seine Familie sah sich veranlasst, aufwendige Sicherheitsvorkehrungen zu treffen und den Ort des Festes mehrmals kurzfristig zu ändern.

Auch alarmierende Beiträge in sozialen Netzwerken verstärkten bei Befragten nach dem 7. Oktober ein Gefühl permanenter Anspannung. So erhielt der 19-jährige Student aus Unterfranken (IP 12) von Freunden eine Instagram-Story mit einer Warnung: Die Hamas wolle „die Reichspogromnacht weltweit wiederholen“ (IP 12). Deshalb sollte man noch heute eine gute Tat vollbringen – etwa einen Freund anrufen oder jemandem sagen, dass man ihn liebe, denn dies sei womöglich die letzte Chance. Die Reaktion des Studenten auf den 7. Oktober wich jedoch vom allgemeinen Muster ab. Er verurteilte zwar wie alle anderen Befragten die Gewalttaten mit deutlichen Worten und nahm bereits am 8. Oktober an einer israelsolidarischen Kundgebung teil. Gleichzeitig berichtete er, dass er sich von den Ereignissen in Israel habe „emotional lösen“ (IP 12) können. Der 19-Jährige bemühte sich, wie er es formulierte, um eine politisch differenzierte Haltung. Im Interview kritisierte er die Verharmlosung der antisemitischen Gewalt durch „vermeintlich Linke“ (IP 12), betonte jedoch auch, dass er nicht mit dem Vorgehen Israels einverstanden sei. Die Opfer auf palästinensischer Seite bezeichnete er als „unfassbare Tragödie“ (IP 12), ohne dabei die Ursache für die israelische Militäroperation im Gazastreifen aus den Augen zu verlieren:

„Ich habe mich emotional von diesem menschenfeindlichen Massaker der Hamas distanzieren können und es nicht an mich herangelassen. Die Dinge, die dort geschehen sind, sind einfach barbarisch und waren in keiner Weise ein Befreiungskampf, wie es auch gerne von vermeintlichen Linken genannt wird; es war ein gezielter Massenmord am jüdischen Volk. Ich hoffe, dass die Geiseln so schnell wie möglich zurückkehren können und dass das Blutvergießen ein Ende findet.“ (IP 12)

3.2 Reaktionen des sozialen Umfelds

„Meine nichtjüdischen Freunde haben mich nicht angerufen, sie haben nicht nachgefragt, wie es meiner Familie geht.“ (IP 11)

„Das Schweigen hat mehr gesagt, als Wörter es je ausdrücken könnten.“ (IP 10)

Die beiden Aussagen zweier Studentinnen lassen die tiefe Enttäuschung angesichts der Teilnahmslosigkeit ihres nichtjüdischen Umfelds nach dem 7. Oktober erkennen. Viele Interviewte schilderten ähnliche Erfahrungen. Auch an Schulen wurde der Terrorangriff auf Israel entweder völlig ignoriert oder nur unzureichend thematisiert. So blieben jüdische Schüler:innen ausgerechnet an dem Ort, an dem sie die meiste Zeit verbringen, mit ihren Sorgen und Ängsten allein. Der 19-jährige Berufsoberschüler berichtete etwa:

„In meiner Klasse wurde das Thema null besprochen. Es gab keine Ansprachen, keine Auseinandersetzungen mit dem Thema. Auch mit mir wurde darüber nicht gesprochen. Das finde ich krass.“ (IP 13)

Die psychischen Folgen des 7. Oktobers für jüdische Schüler:innen thematisierte im Gespräch auch der 26-jährige Lehrer (IP 19), der in seiner Freizeit als Jugendleiter in seiner Gemeinde arbeitet. Er beschrieb, dass viele Jugendliche nach dem 7. Oktober stark verängstigt gewesen seien, was sich negativ auf ihre Konzentrations- und Lernfähigkeit ausgewirkt habe. Um dem entgegenzuwirken, müssten Lehrkräfte sich bewusst machen, welchem Stress und welchem Sicherheitsrisiko jüdische Kinder und Jugendliche seit dem 7. Oktober ausgesetzt seien – körperlich wie psychisch. Dies gelte umso mehr, wenn sie die einzigen Jüdinnen oder Juden an ihren Schulen seien.

Der Lehrer selbst erfuhr nach dem 7. Oktober auch nur wenig Zuspruch. Zwar seien „zwei oder drei“ (IP19) Lehrkräfte auf ihn zugekommen, alle anderen hätten jedoch lediglich mit „einem seltsamen Nicken“ (IP19) reagiert. Eine Reaktion einer Lehrkraft habe ihn besonders geärgert:

„Von einer Lehrkraft habe ich, aber nur nebenbei, mitbekommen, dass sie irgendwas über Israel-Palästina gesagt hat. Ich war in einem anderen Raum und konnte nicht hören, was es war. Als ich hereinkam, war das Gespräch gleich vorbei. Das fand ich ein bisschen doof.“ (IP19)

Die 24-jährige Lehrerin (IP14) unterrichtet an einer Schule, an der die Schüler:innen mehrheitlich einen sogenannten Migrationshintergrund haben.³¹ Nach dem 7. Oktober fiel der Interviewpartnerin auf, dass sich Schüler:innen, die sie im vorherigen Schuljahr unterrichtet hatte, ihr gegenüber spürbar anders verhielten – das Verhältnis habe sich deutlich abgekühlt. Gerade weil es zuvor sehr gut gewesen sei, empfand sie dies als sehr verletzend. Die Interviewpartnerin beschrieb die neue Distanz als eine Art „Stempel“ (IP14), den man ihr aufgedrückt habe und der ihr signalisieren solle, dass man nichts mehr mit ihr zu tun haben wolle. Sie beschrieb:

„Ehemalige Schüler von mir, die ich vor dem 7. Oktober hatte, haben mich danach anders behandelt [...] Davor haben die mich immer begrüßt: ‚Wie gehts Ihnen?‘ und ‚Schön, dass Sie da sind.‘ Danach: Kein Kontakt, kein ‚Hallo‘ auf dem Gang. Es war eine sehr kalte Atmosphäre.“ (IP14)

Neben Distanzierung oder einem Mangel an Empathie berichteten einige Befragte auch von unverhohlenen feindseligen Reaktionen. So wurde der 19-jährige Abiturient (IP9) mit Aussagen konfrontiert, die Israel die Schuld am Terrorangriff gaben oder die demonstratives Desinteresse ausdrückten, etwa: „Was juckt mich das, was da abgeht in Israel, das ist doch nicht meine Sache.“ (IP9) In einer emotional ohnehin schon stark belastenden Situation wurde dem Interviewpartner damit vermittelt, dass seine Sorgen weder verstanden noch ernst genommen werden.

31 Als Person mit Migrationshintergrund gilt in Deutschland, wer nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde oder mindestens einen Elternteil hat, der nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde. Siehe Statistisches Bundesamt, *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2018* –. Fachserie 1, Reihe 2.2, Wiesbaden 2019, https://www.statistischebibliothek.de/mir/servlets/MCRFileNodeServlet/DEHeft_derivate_00057950/2010220187004_korr24112020.pdf, S. 4.

Der 19-jährige Student aus Unterfranken (IP12) erhielt nach dem 7. Oktober von einem Freund mehrmals Videos, die er als „antiisraelisch“ (IP12) beschrieb. Andere Freunde schickten ihm „unfassbar dumme und gemeine“ (IP12) Kommentare. Nachdem er eine Instagram-Story gepostet hatte, die ihn bei einer Solidaritätskundgebung mit Israel zeigte, reagierte eine Bekannte mit einem Lach-Emoji. Einzig seine ukrainischen Freundinnen hätten Mitgefühl gezeigt. Der 19-Jährige führt das darauf zurück, dass sie selbst aus einem angegriffenen Land stammten und sich daher besser in seine Situation und in die Lage Israels hineinversetzen könnten. Von solchen positiven Reaktionen berichteten Interviewte jedoch nur vereinzelt.

Der Berufsoberschüler aus Mittelfranken (IP13) gab an, dass ihn die antisemitischen Reaktionen auf den 7. Oktober aus seinem Umfeld nicht überrascht hätten. Er interpretierte sie als Teil einer gesellschaftlichen Entwicklung, die bereits früher eingesetzt hatte:

„Ich habe es erwartet, und die Erwartungen haben sich leider erfüllt. Es hat ein Völkermord an Juden stattgefunden – schon wieder. Und man hat gesehen, dass es Menschen gibt, die es feiern. Und wenn es schon so weit geht, dann erwartet man auch, dass die Unterstützer der Hamas und die Israelhasser auch in Deutschland einen Motivationsschub bekommen, ähnliche Taten auszuüben.“ (IP13)

Doch selbst Nachfragen und Anteilnahme wirkten mitunter negativ auf die Befragten. Dies war vor allem dann der Fall, wenn die Angesprochenen sie als nicht ernst gemeint, übertrieben oder stereotypisierend empfanden. Einige bekamen den Eindruck, dass die Ansprachen eher ein Gefühl der Nichtzugehörigkeit vermitteln, wenn die Massaker, Folter, Vergewaltigungen und Verschleppung von Geiseln am 7. Oktober nicht als ein universelles, alle Menschen betreffendes Verbrechen verstanden wurden, sondern als eines, dass ausschließlich Jüdinnen und Juden oder Israelis betrifft.³² Dieses Unbehagen einer Divergenz zwischen jüdischer und nichtjüdischer Wahrnehmung verdeutlicht folgende Aussage des 19-jährigen Abiturienten (IP9):

32 Der deutsch-französische Publizist Michel Friedman schreibt in seinem Buch *Judenhass. 7. Oktober 2023*, dass er auf Fragen nach seinen Gefühlen angesichts des 7. Oktobers oft mit einer Gegenfrage reagiert: „Und wie fühlen Sie sich? [...] Warum können Sie nicht so fühlen wie ich? Es sind doch Menschen brutal ermordet worden. Von Terroristen. In diesem Fall waren es jüdische Menschen. Juden Hass ist Menschen Hass.“ Siehe Michel Friedman, *Judenhass. 7. Oktober 2023*, Berlin 2024, S. 10–11.

„Man ist sehr bedrückt und steht irgendwie im Mittelpunkt, wird als etwas Besonderes angesehen, teilweise auch besonders nett behandelt. Leute sagen zum Beispiel: ‚Oh, was da abgeht, das tut mir voll leid für dich!‘ [...]. An sich ist das nichts Schlimmes, aber ich will es nicht. Ich bin jüdisch und muss deswegen keine Extrawurst haben. Ich bin genauso ein Mensch wie die anderen, lebe genauso wie die anderen.“ (IP 9)

Im selben Interview ergänzte die Freundin des Abiturienten, die Lehramtsstudentin aus Unterfranken (IP 10), dass auch sie eine solche „Extra-behandlung“ (IP 10) erfahren habe: Nach dem 7. Oktober hätten sich zwei frühere Freundinnen bei ihr gemeldet, zu denen sie schon seit Monaten keinen Kontakt mehr gehabt hatte. Diese hätten sich „superfürsorglich“ (IP 10) verhalten, jedoch auf „eine andere Art und Weise als sonst“ (IP 10). Um ein solches – von Adressierten häufig als Paternalismus empfundenes – Verhalten zu vermeiden, bedarf es einer Sensibilisierung für Mechanismen antisemitischer Fremdmarkierung, durch die Jüdinnen und Juden als „anders“ konstruiert und stereotypisiert werden.

Andere Befragte (IP 7, IP 9, IP 16 und IP 17) berichteten ebenfalls von problematischen und zum Teil offen antisemitischen Aussagen zum 7. Oktober in Schulen. Diese Aussagen blieben häufig unwidersprochen. So erzählte die Befragte aus Schwaben (IP 17), dass ein Mitschüler ihres Sohnes im Unterricht ohne Widerrede behaupten konnte, dass die Hamas-Terroristen „Friedenskämpfer“ seien. Der 14-jährige Gymnasiast aus Unterfranken (IP 7) schilderte, dass ein muslimischer Mitschüler im Ethikunterricht als Beispiel für die Entstehung von Kriegen „den Angriff Israels auf Gaza“ nannte – und damit eine Umkehrung von Täter und Opfer vornahm. Der 14-Jährige meldete sich und wies seinen Mitschüler darauf hin, dass die Ursache für den israelischen Krieg im Gazastreifen der Terrorangriff der Hamas gewesen sei. Die Lehrerin verzichtete auf eine klärende Stellungnahme und betonte stattdessen, dass „beide Sichtweisen auf den Konflikt“ (IP 7) existierten. Durch ihr Verhalten ließ sie eine Falschinformation als legitime Sichtweise erscheinen und trug damit dazu bei, dass sich in der Klasse ein antisemitisches Deutungsmuster verfestigen konnte, wonach Israel der Kriegstreiber sei.

Um einem solchen pädagogischen Fehlverhalten vorzubeugen, betonte die bereits zitierte Mutter aus Schwaben (IP 17) die Dringlichkeit einer entsprechenden Ausbildung von Lehrkräften:

„Man merkt, dass die Lehrer wirklich Angst davor haben, weil sie dem gar nicht gewachsen sind. Sie haben weder genug Wissen noch das Know-how, wie man die Stimmung in der Klasse steuert, falls es eskaliert.“ (IP17)³³

3.3 Einschätzungen zum Antisemitismus

„Antisemitismus ist jetzt definitiv stärker.“ (IP16)

Die nüchterne Feststellung der 15-jährigen Schülerin spiegelt die generelle Wahrnehmung der Befragten wider. Diese stimmt auch mit objektiven Befunden überein: Seit dem 7. Oktober nahm die Zahl antisemitischer Straftaten und Vorfälle in Bayern signifikant zu.³⁴ Das wirkt sich nicht nur auf gesellschaftliche Debatten aus, sondern beeinflusst auch direkt den Alltag der Interviewten. Die Lehramtsstudentin aus Unterfranken (IP10) berichtete beispielsweise, dass die tägliche Konfrontation mit Hass im öffentlichen Raum – etwa mit antisemitischen Plakaten bei sogenannten propalästinensischen Kundgebungen – sowie mit entsprechenden Kommentaren im Netz sie stark belaste und verletze:

33 In einer im September 2024 durchgeführten Umfrage der Bildungsstätte Anne Frank anlässlich des ersten Jahrestages der Terrorangriffe gaben 56 Prozent der befragten Lehrkräfte an, dass sie den 7. Oktober und seine Folgen nicht thematisiert haben oder thematisieren werden. Als Gründe nannten sie vor allem einen Mangel an Kapazitäten, Materialien oder eigenem Wissen zum Thema, aber auch ihre Angst vor diskriminierenden Äußerungen. Gleichzeitig stimmen 70 Prozent der Befragten „eher“ oder „voll und ganz“ zu, dass ihre Schüler:innen regelmäßig problematische Inhalte aus sozialen Medien reproduzierten. An der Umfrage nahmen 159 Lehrkräfte aller Schulformen teil, vor allem aus Hessen. Bildungsstätte Anne Frank, *Der 7. Oktober, der Krieg in Gaza und die Folgen an Schulen in Deutschland. Eine Umfrage der Bildungsstätte Anne Frank unter Lehrkräften*, Frankfurt am Main 2024, https://www.bs-anne-frank.de/fileadmin/content/Publikationen/Brosch%C3%BCren/BSAF_2024-3009_7.Oktober_Lehrkr%C3%A4fte-Umfrage.pdf, S.4, 7.

34 Im Vergleich zu 2022 registrierte RIAS Bayern 2023 73 Prozent mehr antisemitische Vorfälle. Fast die Hälfte dieser Vorfälle wurde nach dem 7. Oktober bekannt. Siehe RIAS Bayern, *73 Prozent mehr dokumentierte antisemitische Vorfälle in Bayern*. Pressemitteilung, 29. 4. 2024, https://report-antisemitism.de/documents/20240429_PM_Jahresbericht_2023_RIAS_Bayern.pdf. 2024 dokumentierte RIAS Bayern fast doppelt so viele Vorfälle wie 2023. Siehe RIAS Bayern, *Fast doppelt so viele antisemitische Vorfälle in Bayern*. Pressemitteilung, 28. 4. 2025, https://report-antisemitism.de/documents/RIAS_Bayern_PM_Jahresbericht_2024.pdf. Für detaillierte Zahlen, auch im schulischen Bereich, siehe Kapitel 7.

„Mich macht es traurig, wenn jemand sagt, dass Israel kein Recht auf seine Existenz habe, dass alle jüdischen Bewohner in Israel den Palästinensern das Leben wegnähmen und deren Kinder töteten.“ (IP10)

Viele Menschen, so die Einschätzung mehrerer Befragter, fühlten sich – bedingt auch durch die teilweise einseitige mediale Berichterstattung über die Ereignisse rund um den 7. Oktober und den Krieg im Gazastreifen – in ihrer antisemitischen Grundhaltung bestätigt und befähigt, über den Nahostkonflikt zu urteilen, ohne dessen Komplexität wirklich zu verstehen.³⁵ Die Befragte aus Schwaben verglich dies, ironisch zugespitzt, mit dem Thema Fußball: Auch dort gebe es „wahnsinnig viele Experten im Alter von 10 bis 100 Jahren“ (IP17), die alle dächten, Bescheid zu wissen. Das sei, so die Interviewte, „interessant und gleichzeitig sehr traurig“ (IP17).

35 In einer repräsentativen Umfrage der Bertelsmann Stiftung von 2025 stimmten 29 Prozent der Befragten der Aussage zu, dass ihnen Juden durch die israelische Politik „immer unsympathischer“ werden (2021: 21 Prozent). Die Aussage „Juden haben auf der Welt zu viel Einfluss“ erreichte mit 27 Prozent den höchsten Wert seit Jahren. Bertelsmann Stiftung, *Deutschland und Israel heute. Zwischen Stabilität und Spannung. Kompaktauswertung*, Gütersloh 2025, https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/GIYLE_PB_final3.pdf, S. 12.; Laut der Leipziger Autoritarismus-Studie 2022 stimmen 19,2 Prozent der Befragten der Aussage „Israels Politik in Palästina ist genauso schlimm wie die Politik der Nazis“ zu. Die Studie enthält auch Vergleichszahlen für 2012, 2018, 2020 und 2022 (S. 68). Laut der Studie von 2024 erhielt die Aussage „Durch die israelische Politik werden mir die Juden immer unsympathischer“ eine Zustimmung von 15,6 Prozent. Siehe Oliver Decker/Johannes Kiess/Ayline Heller/Elmar Brähler, *Autoritäre Dynamiken in unsicheren Zeiten. Neue Herausforderungen – alte Reaktionen? Leipziger Autoritarismusstudie 2022.*, Heinrich Böll Stiftung/Otto Brenner Stiftung, Berlin/Frankfurt am Main 2022, https://www.boell.de/sites/default/files/2022-11/decker-kiess-heller-braehler-2022-leipziger-autoritarismus-studie-autoritaere-dynamiken-in-unsicheren-zeiten_0.pdf, S. 68; Oliver Decker/Johannes Kiess/Ayline Heller/Elmar Brähler, *Vereint im Ressentiment. Autoritäre Dynamiken und rechtsextreme Einstellungen. Leipziger Autoritarismus Studie 2024*, Gießen 2024, <https://www.boell.de/sites/default/files/2024-11/leipziger-autoritarismus-studie-2024-vereint-im-ressentiment-autoritaere-dynamiken-und-rechtsextreme-einstellungen.pdf>, S. 61.



Es folgen die aktuellen Nachrichten: Der Hamasfunktionär Chaled Meschaal fordert in einer Erklärung Muslime und Araber auf der ganzen Welt zu einem „Tag der Wut“ gegen „Zionisten und Amerikaner“ auf.



Freitag,
13.Oktober 2023



3.4 Auswirkungen auf Alltagsverhalten und Selbstwahrnehmung

„Ich fühle mich jetzt viel, viel unsicherer. Jetzt werde ich mir doppelt, dreifach Gedanken darüber machen, ob ich offen sage, dass ich jüdisch bin. Viele Menschen assoziieren Israel automatisch mit dem Judentum, schieben den Juden die Schuld für alles zu. Manche gehen sogar so weit zu sagen, dass Juden sterben sollten.“ (IP11)

Das Sicherheitsgefühl der 21-jährigen Studentin aus Mittelfranken (IP11) wurde durch die Gewalttaten der Hamas und ihrer Helfer am 7. Oktober sowie durch die feindlichen Reaktionen in Deutschland und Bayern erheblich erschüttert. Ähnlich ging es anderen Befragten. Als unmittelbare Reaktion auf den 7. Oktober vermieden es viele, sich öffentlich als Jüdinnen und Juden zu erkennen zu geben: Noch stärker als zuvor verzichteten sie außerhalb geschützter Räume auf das Tragen von Davidsternketten oder anderer sichtbarer Symbole ihrer jüdischen Identität und mieden bestimmte Veranstaltungen (siehe Kapitel 5.1, S. 84).

Ein 18-jähriger Gymnasiast aus Mittelfranken (IP5) beschrieb in dem Gruppeninterview mit fünf weiteren Gymnasiast:innen sein verändertes Alltagsverhalten wie folgt:

„Früher, im Sommer, habe ich recht gerne meinen Davidstern offen getragen. Aber seitdem trage ich ihn lieber versteckt, im T-Shirt oder so. Man bekommt halt komische Blicke. [...] Einmal habe ich vergessen, meine Kippa nach dem Religionsunterricht ausziehen und wurde in der U-Bahn ganz komisch angeschaut.“ (IP5)

Ein anderer 18-jähriger Teilnehmer des Gruppeninterviews (IP3) berichtete, dass er seit dem 7. Oktober seltener in die Synagoge gehe, da beim Verlassen des Gebäudes die Gefahr bestehe, dass „jemand auf einen losgeht“ (IP3). Auch ein weiterer 18-Jähriger (IP4) erzählte, dass sich vor allem seine Eltern Sorgen um seine Sicherheit machten. Die beiden Gymnasiasten (IP3 und IP4) führten dies teilweise auf die Herkunft ihrer Familien aus post-sowjetischen Ländern und deren Erfahrungen mit Antisemitismus zurück.

Allerdings gab es in dem Gruppeninterview auch eine andere Sichtweise: Die 18-jährige Gymnasiastin (IP1) gab an, sich auch nach dem 7. Oktober in

Deutschland sicher zu fühlen, da sie Vertrauen in ihre Schule und in den Rechtsstaat habe:

„Ich habe nie das Gefühl gehabt, dass ich mich unsicher fühle. Ich wusste, dass, wenn jemand angreifen sollte, würde Bayern, würde Deutschland, sagen wir mal so, helfen. Dass auch die Politik dahintersteht und denen hilft, denen Antisemitismus begegnet ist.“ (IP 1)

Die Schilderungen der Gymnasiast:innen zeigen, dass die Wahrnehmung der antisemitischen Bedrohungslage durchaus unterschiedlich sein kann und nicht zuletzt von den jeweiligen individuellen Erfahrungen, familiären Prägungen und persönlichen Umfeldern abhängt. Ungeachtet dieser Unterschiede schilderten die meisten Befragten, dass sie im Alltag vorsichtiger geworden sind. Für den 19-jährigen Studenten aus Unterfranken (IP 12) gehören Vorsichtsmaßnahmen mittlerweile zu seinem Unialltag:

„Wenn ich meinen Laptop, auf dem Sticker mit Davidsternen und hebräischen Buchstaben zu sehen sind, mal unbeaufsichtigt in der Bibliothek lasse, lege ich immer meine Laptoptasche darauf, damit nichts passiert.“ (IP 12)

Die emotionale Belastung wirkte sich auch auf den Schulalltag der Befragten aus. Die 15-jährige Schülerin aus Schwaben (IP 16) berichtete, dass sie und ihre jüdische Freundin aus Angst vor Terrorangriffen an einem Freitag kurz nach dem 7. Oktober nicht zur Schule gegangen waren:

„Nach dem Beginn des Gazakrieges wurde von der Hamas an irgendeinem Freitag angekündigt, dass ihre Anhänger Juden angreifen sollen. An dem Tag bin ich und meine Freundin nicht in die Schule gegangen. Aus Vorsicht.“ (IP 16)³⁶

Neben Verunsicherung und Vorsicht löste der 7. Oktober bei vielen Befragten aber auch eine Stärkung ihrer jüdischen Identität aus. So bezeichnete

36 Am 13. Oktober 2023, dem ersten Freitag nach dem Terrorangriff vom 7. Oktober, forderte der damalige Hamas-Anführer Chaled Meschaal in einer Erklärung Muslime und Araber in der ganzen Welt zu einem sogenannten „Tag der Wut“ gegen „Zionisten und Amerikaner“ auf. Siehe Meredith Dellso, „Hamas ‚Day of Rage‘ protests break out in Middle East and beyond“, in: *ABC News*, 13. 10. 2023, <https://abcnews.go.com/International/hamas-day-rage-protests-break-middle-east/story?id=103955873> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

der 14-jährige Schüler aus Unterfranken (IP7) den Terrorangriff als Auslöser für eine bewusste Rückbesinnung auf seine jüdische Identität, was er durchaus als eine Form des Widerstands empfand (siehe Kapitel 5.6, S. 93). Er führte aus:

„Wie ich mich fühle? Auf jeden Fall verbundener mit dem Judentum. Wir haben angefangen, Schabbat zu feiern. Jede Woche.“ (IP7)

3.5 Psychosoziale Folgen

„Ich fühle mich wie in einem Albtraum, wie in einer Spirale, manchmal denke ich, es ist nur ein Witz. Ich weine jetzt nicht mehr jeden Abend, weil ich gelernt habe, damit zu leben. Ich würde gern die Zeit zurückdrehen. Ich glaube, das würde jeder Jude und jede Jüdin in Deutschland gerne.“ (IP10)

Auch wenn eine abschließende Bewertung der langfristigen Folgen des 7. Oktobers für Jüdinnen und Juden in Deutschland noch nicht möglich ist, verdeutlichen nicht zuletzt diese eindringlichen Worte der 22-jährigen Lehramtsstudentin aus Unterfranken (IP10), welchen tiefgreifenden Einschnitt dieser Tag und die daran anschließende globale Welle antisemitischer Gewalt für Jüdinnen und Juden auch in Bayern bedeuten.³⁷ Der angehenden Lehrerin gelang es zwar, ihre anfänglichen Ohnmachtsgefühle zu überwinden, ihr Alltag ist jedoch von ständiger psychischer Anspannung und erheblicher Verunsicherung geprägt:

„Wenn ich an der Uni schon die Worte Palästina, Israel oder Hamas höre, werde ich nervös. Ich möchte mich damit nicht auch noch dort beschäftigen müssen. Man merkt mir meine Nervosität dann an.“ (IP10)

³⁷ Die Antidiskriminierungsstelle des Bundes gab im Februar 2024 ein auf zwei Jahre angelegtes Forschungsprojekt in Auftrag, das die Wirkungen des Terroranschlags auf die jüdische und israelische Community in Deutschland untersuchen soll. Siehe Fachhochschule Potsdam, *Bundesweite Studie zu den Auswirkungen des terroristischen Anschlags am 07. Oktober 2023 auf jüdische und israelische Communities in Deutschland, ohne Datum*, <https://www.fh-potsdam.de/forschung-transfer/projekte/studie-zu-auswirkungen-des-07-oktober-2023> (letzter Zugriff am 4.12.2025).

Die 22-Jährige hob im Interview hervor, dass der 7. Oktober nicht nur ihr Lebensgefühl, sondern auch das vieler Jüdinnen und Juden in Deutschland nachhaltig verändert habe:

„Ich weiß, es wird nie wieder so sein, wie es mal war. Ich glaube, dass jeder, der sagt, dass der 7. Oktober für ihn nichts geändert habe, lügt. Irgendwie hat er für jeden etwas geändert – für manche mehr, für manche weniger.“ (IP 10)

Die Mutter des 14-jährigen Schülers aus Unterfranken (IP 8) fasste ihre Gefühlslage aus Elternperspektive folgendermaßen zusammen:

„Wir fühlen uns anders seit dem 7. Oktober.“ (IP 8)

Der 19-jährige Student aus Unterfranken (IP 12) schilderte seine Beobachtung, dass die Gewalttaten der Hamas und anderer bei vielen Jüdinnen und Juden kollektive Traumata wachgerufen hätten. Auch er erlebte dies in seinem Umfeld:

„Viele jüdischen Menschen in meinem Umkreis sind einfach nur fassungslos, intergenerationale Traumata kommen wieder hoch, und die Mischung aus den Bildern aus Israel und dem Antisemitismus in Deutschland erzeugt einen ständigen Angstzustand.“ (IP 12)

Gleichzeitig stellte der Student fest, dass sich sein Blick auf Deutschland seit dem 7. Oktober „nicht wirklich“ (IP 12) verändert habe. Vielmehr seien bereits vorher bestehende gesellschaftliche Probleme dadurch stärker sichtbar geworden. Antisemitische Einstellungen seien demnach in Deutschland weit verbreitet, während die Bildung gegen Antisemitismus nicht hinterherkomme und versage (siehe Kapitel 6.1, S. 98).

Einen der zentralen Befunde dieses Kapitels fasste eine Interviewte (IP 17) zusammen: Antisemitismus gab es zwar schon vor dem 7. Oktober, seitdem wird er jedoch „enthemmter, israellastiger und salonfähiger.“

4. Erfahrungen mit Antisemitismus nach dem 7. Oktober



Während Kapitel 3 das persönliche Erleben des 7. Oktobers und dessen psychosoziale Folgen in den Mittelpunkt stellt, richtet dieses Kapitel den Blick auf die konkreten antisemitischen Erfahrungen der Befragten und ordnet sie den verschiedenen Erscheinungsformen von Antisemitismus zu.

Der Terrorangriff auf Israel und die darauffolgenden Kriegshandlungen hatten ein Ausmaß an Antisemitismus zur Folge, das seit Jahrzehnten nicht mehr zu beobachten gewesen war. Die Auswirkungen waren und sind auch in Bayern deutlich spürbar: Die Befragten berichten, dass sie seit dem 7. Oktober verstärkt mit antisemitischen Äußerungen und Handlungen konfrontiert sind. Diese traten offener, aggressiver und herabwürdigender auf als zuvor. Israels Militäreinsätze im Gazastreifen, so ihr Eindruck, würde häufig als Vorwand genutzt, um die Befragten für israelisches Handeln verantwortlich zu machen und verbal anzugreifen.

Das Kapitel behandelt folgende Themen: Zunächst wird die Verherrlichung antisemitischer Gewalt im digitalen und analogen Raum thematisiert und dargestellt, wie solche Inhalte auf die Befragten wirkten (4.1). Anschließend folgt die Analyse israelbezogenen Antisemitismus, der in den Schilderungen meist in Verbindung mit anderen antisemitischen Erscheinungsformen, insbesondere mit Post-Schoah-Antisemitismus, auftrat. Dazu zählen beispielsweise Gleichsetzungen Israels mit NS-Deutschland. Zudem zeigt sich in den Interviews eine deutliche Zunahme offener Relativierungen oder gar Leugnungen der Schoah, vor allem im schulischen Kontext (4.2). Danach werden antisemitische Verschwörungserzählungen im Zusammenhang mit dem 7. Oktober beschrieben, denen die Befragten begegneten (4.3). Es folgt ein Unterkapitel zu verbalen Angriffen und persönlichen Herabwürdigungen, die Interviewte im Alltag, insbesondere in Schulen, erfuhren sowie zum daraus resultierenden psychischen Druck (4.4). Abschließend werden die unterschiedlichen Wahrnehmungen der Befragten betrachtet, von welcher Seite für sie persönlich aktuell die größte antisemitische Gefahr ausgeht (4.5).

4.1 Verherrlichung antisemitischer Gewalt

„Das war kurz nach dem 7. Oktober. Ich habe ein Video gesehen, in dem man Juden den Tod wünschte. Dazu Kommentare auf Social Media, wie zum Beispiel ‚Kill the Jews‘; beleidigende Kommentare, dass alle Juden Rassisten sind, dass sie das alles verdienen würden.“ (IP11)

Unmittelbar nach den ersten Meldungen über den Terrorangriff auf Israel verbreiteten sich in den sozialen Medien weltweit Kurzvideos, Memes und Kommentare, in denen die Gewaltakte verherrlicht und als vermeintlich gerechte Strafe für Israel gefeiert wurden. Auch den Befragten begegneten solche Inhalte in sozialen Netzwerken und Messenger-Gruppen. Die 21-jährige Studentin aus Mittelfranken (IP11) erlebte dies in ihrem unmittelbaren Umfeld: Eine ehemalige Mitschülerin leitete auf Instagram Gewaltaufrufe gegen Jüdinnen und Juden weiter. Dass ausgerechnet jemand aus ihrem persönlichen Umfeld solche Inhalte verbreitete, empfand die Studentin als besonders verletzend. Auch der 19-jährige Berufsoberschüler (IP13) schilderte, dass eine Mitschülerin, mit der er sich zuvor gut verstanden hatte, kurz nach dem 7. Oktober auf Instagram „harte antiisraelische Propaganda“ (IP13) teilte. Diese persönlichen Erlebnisse machen deutlich, dass die Verherrlichung antisemitischer Gewalt direkt in den Alltag der Befragten hineinwirkt.

Studien zeigen, dass Jugendliche allgemein die kriegerischen Auseinandersetzungen im Nahen Osten mit großem Interesse verfolgten.³⁸ Viele von ihnen informieren sich darüber bei TikTok – einer Plattform, auf der seit dem 7. Oktober in großer Zahl antisemitische Verschwörungserzählungen, Israelhass, Relativierungen der Shoah und Hamas-Propaganda verbreitet werden.³⁹ Welche Wirkung solche Inhalte auf nichtjüdische

38 Bei einer repräsentativen Befragung von rund 1.200 Jugendlichen zwischen 12 und 19 Jahren aus dem Jahr 2024 zeigten etwa 44 Prozent der Jugendlichen ein starkes Interesse an den militärischen Konflikten in der Ukraine und im Nahen Osten. Etwa ein Drittel gab an, aktuelle Informationen über Plattformen wie Instagram, YouTube oder TikTok zu erhalten. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.), *JIM-Studie 2024. Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger*, Stuttgart 2024, https://mpfs.de/app/uploads/2024/11/JIM_2024_PDF_barrierearm.pdf, S. 43, 44.

39 Siehe Bildungsstätte Anne Frank, *Die TikTok-Intifada – Der 7. Oktober & die Folgen im Netz*, Frankfurt am Main 2024, https://www.bs-anne-frank.de/fileadmin/content/Publikationen/Weiteres_P%C3%A4dagogisches_Material/TikTok_Report_Nahostkonflikt_BSAF_2024_neu.pdf. Auch eine 2024 veröffentlichte Analyse von jugendschutz.net – der länderübergreifenden Stelle von Bund und Ländern für Jugendmedien-schutz im Internet – warnte, dass Kinder und Jugendliche, die im Zusammenhang mit dem 7. Oktober online nach Antworten suchen, auf digitalen Plattformen schnell mit

Jugendliche und junge Erwachsene haben kann, verdeutlicht eine 2024 veröffentlichte sogenannte Dunkelfeldstudie zu antisemitischen Einstellungen in Nordrhein-Westfalen.⁴⁰ Demnach zeigen 16- bis 18-Jährige auffällig stärkere israelfeindliche Einstellungen als alle älteren Altersgruppen.⁴¹ Lars Rensmann, Co-Autor der Studie, mahnte im *Spiegel*, soziale Medien wie TikTok seien „im Prinzip die Propagandaform des 21. Jahrhunderts“.⁴² Sie würden „quasi als erste Sozialisationsinstanz neben den Eltern direkt ins Kinderzimmer“ hineinwirken.⁴³ Die Autor:innen der Studie plädieren dafür, in Schulen sowie in der Jugendarbeit bereits frühzeitig mit pädagogischen Konzepten gegenzusteuern und soziale Plattformen stärker zu regulieren.⁴⁴

Die Erfahrung der Befragten aus Schwaben (IP17) illustriert die Notwendigkeit gezielter Interventionen gegen Antisemitismus im Netz: Die Mutter dreier schulpflichtiger Kinder besucht im Rahmen des Begegnungsprojekts *Meet a Jew* regelmäßig bayerische Schulklassen. Sie erzählte von einem Neuntklässler, der ihr am Rande eines Schulbesuchs erzählt hatte, dass er jeden Tag viele Stunden auf TikTok verbringe und Videos schaue, in denen Juden „so schlecht dargestellt“ (IP17) würden, dass er kaum glauben könne, dass die Interviewpartnerin „ganz normal“ aussehe und „eigentlich seine Mutter sein“ (IP17) könne.

„irritierenden, verstörenden bis hin zu massiv beeinträchtigenden Inhalten“ konfrontiert wurden. Das reiche von israelbezogenem Antisemitismus bis zu Gräuelbildern aus dem Gazastreifen, die minderjährige Opfer zeigten. Siehe Jugendschutz.net, *REPORT. Der Israel-Hamas-Konflikt online. Antisemitismus, Israel-Hass und drastische Opferbilder*, Mainz 2024, https://www.jugendschutz.net/fileadmin/daten/publikationen/praxis-infos_reports/report_der_israel_hamas_konflikt_online.pdf, S. 2.

40 Heiko Beyer/Lars Rensmann/Hanna Brögeler/David Jäger/Carina Schulz, *Antisemitismus in der Gesamtgesellschaft von NRW im Jahr 2024*. Ministerium für Kinder, Jugend, Familie, Gleichstellung, Flucht und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2024, <https://www.land.nrw/media/33477/download>. Die Dunkelfeldstudie ist eine empirische Untersuchung zu antisemitischen Einstellungen in der Bevölkerung, die auch nicht offiziell erfasste Vorurteile und Ressentiments erfasst und damit ein umfassenderes Bild jenseits amtlicher Statistiken liefert.

41 Konkret lag der Median (mittlerer Wert, d. h. der Wert, der die Verteilung in zwei Hälften teilt) für israelfeindliche Einstellungen bei den 16- bis 18-Jährigen bei 3,43. Zum Vergleich: Bei 19- bis 35-Jährigen lag der Wert bei 2,3; bei 36- bis 50-Jährigen bei 2,43; bei 51- bis 65-Jährigen bei 2,43 und bei über 65-Jährigen bei 2,14. (Beyer et al. 2024, S. 5).

42 Der Spiegel, „NRW: Antisemitische Einstellungen erreichen „beunruhigende Normalität“, in: *Der Spiegel*, 24. 9. 2024, <https://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/nrw-antisemitische-einstellungen-erreichen-beunruhigende-normalitaet-a-5e902164-9e60-42ff-a290-b069ed6661ed> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

43 Ebenda.

44 Ebenda.

Die Verherrlichung antisemitischer Gewalt nach dem 7. Oktober beschränkte sich nicht nur auf den digitalen Raum. Eine interviewter Vater (IP18) fand am ersten Schultag nach dem Terrorangriff im Schulranzen seiner Tochter – einer Erstklässlerin – eine Zeichnung einer blutenden Leiche mit einer danebenstehenden, schwarz gekleideten Gestalt. Der Schulranzen war zuvor mehrfach in der Klasse weitergereicht worden. Die Schülerin und ihre Familie stammen aus Israel. Die Tochter hatte zuvor offen darüber gesprochen und im Unterricht „Israelflaggen mit Herzchen“



(IP18) gemalt. Nach dem 7. Oktober fragten Mitschüler:innen sie wiederholt, „auf welcher Seite sie stehe“ (IP18). In der Klasse seien überwiegend Schüler:innen mit familiärer Migrationsgeschichte aus arabischsprachigen Ländern, berichtete der Vater. Gleichzeitig hob er hervor, dass seine Familie vor ihrem Umzug nach Deutschland lange Zeit in einem arabisch geprägten Jerusalemer Stadtteil gelebt hatte. Das Verhältnis der Familie zu den arabischen Nachbar:innen sei damals „normal“ (IP18) gewesen. Angesichts der stark gestiegenen antisemitischen Bedrohung sorgt sich der Vater um die Sicherheit seiner Tochter und beabsichtigt daher einen Schulwechsel.

Auch der 26-jährige Lehrer aus Mittelfranken (IP19) nahm nach dem 7. Oktober eine veränderte Stimmung in seiner Klasse wahr:

„In meiner 6. Klasse sagten sich Schüler Sätze wie: ‚Ich mache mit dir das, was Israel mit Palästina macht‘ – ohne überhaupt zu verstehen, worum es geht.“ (IP19)

Die Schilderungen der beiden zuletzt zitierten Befragten (IP18 und IP19) zeigen, dass antisemitische Gewaltdarstellungen bereits bei Schüler:innen im frühen und mittleren Kindesalter verfangen und zu einer Polarisierung im Klassenraum beitragen können. Solche Erfahrungen erhöhen das Bedrohungsgefühl jüdischer Schüler:innen und ihrer Familien erheblich. Die Berichte verdeutlichen zudem, dass ein alltäglicher Kontakt zwischen jüdischen und nichtjüdischen Schüler:innen Antisemitismus nicht automatisch verhindert. Begegnungsformate wie *Meet a Jew* – aber auch filmische oder digitale Formate, die jüdische Perspektiven vermitteln – bieten jedoch die Chance eines empathischen Perspektivwechsels und können so der Entstehung oder Verfestigung antisemitischer Stereotype entgegenwirken. Um positive Bildungseffekte zu erreichen, ist es jedoch unerlässlich, solche Formate fortlaufend kritisch zu reflektieren und durch gezielte pädagogische Maßnahmen zu ergänzen.⁴⁵ Dazu zählen idealerweise

45 Qualitative Befunde legen nahe, dass die Begegnungen dazu beitragen können, Vorurteile abzubauen und ein differenzierteres Bild vom Judentum zu vermitteln. Die einmalig stattfindenden Begegnungen sollten jedoch u. a. in eine länger andauernde Beschäftigung mit Themen wie Pluralität, Prävention von Antisemitismus und Diskriminierung eingebettet werden. Zudem hängt die Wirksamkeit der Begegnungen stark von der konkreten Gestaltung und dem jeweiligen Kontext ab. Siehe *Meet a Jew, Evaluation 2020*, Zentralrat der Juden in Deutschland, Berlin 2021, https://www.meetajew.de/wp-content/uploads/2021/11/Meet-a-Jew_Evaluation-2020-final_web.pdf; Siehe auch Eva Grubertová/Marc Grimm, „Zeitzeugen und Gegenwartszeugen: Möglichkeiten emotionalen Lernens anhand von Biografien in der historischen und politischen Bildungsarbeit“. In: Julia Bernstein/Marc Grimm/ Stefan Müller (Hrsg.): *Schule als Spiegel*

spezialisierte Projektstage, deutsch-israelische Schüler:innen-Austauschprogramme, Besuche von Expert:innen in Schulen, gezielte Lernaufgaben sowie Kooperationen mit jüdischen Gemeinden. Sie können Empathie fördern und ein reflektiertes, differenziertes Verständnis jüdischer Perspektiven vermitteln.

4.2 Gleichsetzungen Israels mit NS-Deutschland und Verharmlosungen der Schoah

Der 18-jährige Gymnasiast (IP3) schilderte im Gruppeninterview eine Erfahrung, die er in seiner Freizeit in einer benachbarten Stadt gemacht hatte:

„Ich war mit Freunden unterwegs, und wir trafen eine Person mit Rikscha. Der Mann hatte palästinensische Flaggen auf seinem Fahrrad. Er hat wahrscheinlich gesehen, dass ich eine jüdische Kette trage. Dann hat er ‚Israel Nazi, Israel Nazi‘ rumgeschrien, mitten auf der Straße.“ (IP3)

Zunächst zeigt die Erfahrung des Gymnasiasten exemplarisch, dass Jüdinnen und Juden häufig als vermeintliche Repräsentant:innen Israels angesehen und angefeindet werden.⁴⁶ Zugleich fällt bei dem Zitat die explizite Gleichsetzung von Israel und den Nazis auf. Solche Gleichsetzungen mit dem gemeinhin als das Böse schlechthin geltenden sind durchaus verbreitet.⁴⁷ Sie dienen dazu, den jüdischen Staat als moralisch verwerflich

der Gesellschaft: Antisemitismen erkennen und handeln. Reihe „Antisemitismus und Bildung“, Band 2, Frankfurt am Main 2022, S. 123–145.

46 Seit dem 7. Oktober ist in Bayern die Zahl antisemitischer Vorfälle, bei denen Jüdinnen und Juden für das tatsächliche oder vermeintliche Handeln Israels verantwortlich gemacht wurden, deutlich gestiegen. Im Jahr 2024 dokumentierte RIAS Bayern insgesamt 126 derartige Vorfälle. Zwischen 2019 und dem 7. Oktober 2023 waren es 49 (RIAS-Datenbank). Gemäß der „Arbeitsdefinition Antisemitismus“ der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) gilt das kollektive Verantwortlichmachen von Jüdinnen und Juden für Handlungen des Staates Israel als antisemitisch (siehe dazu Kapitel 7).

47 Solche Gleichsetzungen sind nicht neu. In der Bundesrepublik Deutschland wurden Analogien zwischen Israel und dem Nationalsozialismus erstmals öffentlich wirksam durch die antizionistische Agitation westdeutscher Linker in Reaktion auf den Sechstagekrieg 1967. Seitdem sind Gleichsetzungen Israels mit den Nazis oder NS-Deutschland ein fester Bestandteil antisemitischer Rhetorik. Siehe Jeffrey Herf, *Unerklärte Kriege gegen Israel: Die DDR und die westdeutsche radikale Linke, 1967–1989*, Göttingen 2019.

darzustellen, ihn als Wiedergänger NS-Deutschlands zu dämonisieren und ihm so die Existenzberechtigung abzusprechen.⁴⁸ Andererseits wird durch die Gleichsetzung die Schoah relativiert bzw. verharmlost.

Umfragen zeigen immer wieder, wie verbreitet die Zustimmung zu einer Gleichsetzung von Nazis und Israel ist. Laut einer Studie von 2025 stimmten 42 Prozent der Befragten in Deutschland der Aussage „Was der Staat Israel heute mit den Palästinensern macht, ist im Prinzip nichts anderes als das, was die Nazis im Dritten Reich mit den Juden gemacht haben“ zu.⁴⁹ Seit dem 7. Oktober stieg die Zustimmung zu dieser Aussage bundesweit noch einmal deutlich.⁵⁰

Gleichsetzungen von Israel und NS-Deutschland, von Auschwitz oder dem Warschauer Ghetto mit dem Gazastreifen bzw. von Hitler mit Netanjahu sind insbesondere in sozialen Medien verbreitet. Ein 18-jähriger Mitschüler des zuvor zitierten Gymnasiasten schilderte im selben Gruppeninterview seine Wahrnehmungen:

„Wenn zum Beispiel auf TikTok etwas über Auschwitz kommt, dann kommen Kommentare wie ‚Was ist das? Was ist dort passiert?‘, komplett unpassende Kommentare wie ‚Free Palestine‘, ohne Zusammenhang. Oder man schreibt: ‚Warum ist es jetzt geschlossen, warum nicht offen?‘, komische Witze unter ernstern Beiträgen. Und immer dieses ‚Free Palestine‘. Da gibt es nie einen Zusammenhang, aber immer das Gleiche. Das sehe ich jedes Mal auf TikTok, aber auch auf Videos, Instagram.“
(IP 5)

48 In mehreren Ländern des Nahen Ostens verbreiten Schulbücher, Filme, Musik, Literatur sowie staatliche und private Medien seit Jahrzehnten Analogien zwischen Israel und NS-Deutschland sowie Leugnungen der Schoah, um Israel als Inbegriff des Bösen darzustellen und zu delegitimieren. Siehe dazu Gilbert Achcar, *Die Araber und der Holocaust. Der arabisch-israelische Krieg der Geschichtsschreibungen*, Hamburg 2012. Prominente Beispiele hierfür sind ein von der iranischen Zeitung *Hamshahri* 2006 erstmals initiiert internationaler Wettbewerb für Holocaust-Karikaturen sowie eine dazugehörige Konferenz im selben Jahr (*International Conference on „Review of the Holocaust: Global Vision“*). Siehe Matthias Küntzel, *Die zweite Spaltung der Welt*, April 2006, <http://www.matthiaskuentzel.de/contents/die-zweite-spaltung-der-welt> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

49 Bertelsmann Stiftung, *Deutschland und Israel heute. Zwischen Stabilität und Spannung*, Gütersloh 2025, https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/GIYLE_PB_final3.pdf, S. 11.

50 Die Zustimmung stieg von 35 Prozent 2021 auf 42 Prozent 2025, siehe ebenda, S. 12.

Diese Eindrücke verdeutlichen, vor welchen besonderen Herausforderungen die Geschichtsvermittlung steht. Deborah Schnabel, Direktorin der Bildungsstätte Anne Frank, warnte vor diesem Hintergrund, dass in digitalen Räumen „ein völlig neues Geschichtsverhältnis“ wachse, das noch zu wenig adressiert werde.⁵¹ Häufig werden entsprechende Inhalte mit Hashtags wie #niewiederistjetzt und #niewiedergiltfüralle versehen – eine explizite Instrumentalisierung und Vereinnahmung des Gedenkens an die Schoah. In diesem Zusammenhang bereiten auch die zum Teil großen Wissenslücken junger Menschen über die Schoah Sorge.⁵²

Dass Jüdinnen und Juden in Bayern auch im schulischen Kontext mit Relativierungen der Schoah konfrontiert sind, zeigt das folgende Beispiel:

Die Befragte aus Schwaben, deren Sohn die 10. Klasse eines Gymnasiums besucht (IP17), berichtete von einer Situation kurz nach dem 7. Oktober. Ein Mitschüler ihres Sohnes wollte im Unterricht über Israel und den Angriff der Hamas sprechen. Die Lehrerin war damit einverstanden, merkte jedoch an, dass man berücksichtigen müsse, „wie schlimm die Staatsgründung Israels für die Palästinenser gewesen“ sei (IP17), und dass man das, was aktuell passiere, vor diesem Hintergrund betrachten müsse. Der Mitschüler äußerte sich daraufhin antisemitisch und relativierte die Schoah:

„Er hat dann gesagt, dass er gelesen habe, dass es überhaupt nicht stimme mit den sechs Millionen ermordeten Juden, es waren maximal dreieinhalb Millionen. Die Lehrerin hat daraufhin nichts gesagt. Mein Sohn ist rausgegangen, er konnte es nicht mehr aushalten. [...] Und was

51 Siehe Bildungsstätte Anne Frank „Der Holocaust als Meme“. Neuer Digital-Report. Pressemitteilung 6. Mai 2025, https://www.bs-anne-frank.de/fileadmin/content/Pressemitteilungen/2025-PMs/PM_BSAF_2025_0605_Holocaust-als-Meme_Digital-Report.pdf. Siehe auch Bildungsstätte Anne Frank, *Der Holocaust als Meme. Wie in digitalen Räumen Geschichte umgedeutet wird*, Frankfurt am Main 2025, https://www.bs-anne-frank.de/fileadmin/content/Publikationen/2025_Report_Holocaust_als_Meme.pdf.

52 Laut einer im November 2023 durchgeführten Befragung der Jewish Claims Conference wussten 12 Prozent der befragten 18- bis 29-Jährigen in Deutschland nicht, was der Holocaust war. 40 Prozent der Befragten wussten nicht, dass dabei sechs Millionen Juden ermordet wurden. 15 Prozent glaubten, es seien zwei Millionen oder weniger gewesen. Siehe Conference on Jewish Material Claims Against Germany, „The First-Ever 8-Country Holocaust Knowledge And Awareness Index Shows Growing Gap In Knowledge About The Holocaust, Especially In Young Adults“, in: *Claims Conference*, 23.1.2025, <https://www.claimscon.org/country-survey/> (letzter Zugriff am 4.12.2025); Siehe auch Deutschlandfunk, „Verband der Geschichtslehrer: Wissen über Holocaust schwindet“, in: *Deutschlandfunk*, 14.4.2025, <https://www.deutschlandfunk.de/verband-der-geschichts-lehrer-wissen-ueber-holocaust-schwindet-100.html> (letzter Zugriff am 4.12.2025).

sagte die stellvertretende Direktorin? Sie verstehe das alles, es tue ihr leid, die Lehrerin hätte sich falsch verhalten. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die Reaktion Israels nicht verhältnismäßig war.” (IP 17)

Der Vorfall zeigt ein mehrfaches Fehlverhalten – sowohl auf individueller als auch auf institutioneller Ebene: Erstens unterließ es die Lehrerin, die antisemitisch motivierten Gewaltverbrechen der Hamas und ihrer Verbündeten von sich aus als solche zu benennen und kritisch einzuordnen. Stattdessen deutete sie den 7. Oktober im Kontext der Gründung des Staates Israel, was dazu beitrug, den Terrorangriff, die massiven Gewaltverbrechen der Hamas und ihrer Verbündeten implizit als nachvollziehbare Form des Widerstands erscheinen zu lassen. Zweitens ließ die Lehrerin die Aussage des Schülers, in der die Schoah relativiert wurde und die vermutlich den Straftatbestand der Volksverhetzung erfüllte, unkommentiert, anstatt pädagogisch zu intervenieren oder mögliche rechtliche Maßnahmen in Erwägung zu ziehen. Dadurch trug die Lehrerin zur Entstehung eines Klassenklimas bei, in dem selbst eine explizite Verharmlosung der Schoah als legitime Meinungsäußerung gelten kann.⁵³ Drittens räumte die stellvertretende Schulleiterin in einem Gespräch, das die Befragte und ihr Ehemann initiiert hatten, zwar das Fehlverhalten der Lehrerin ein, relativierte es jedoch selbst mit dem Hinweis auf das angeblich „nicht verhältnismäßige“ Verhalten Israels. Dass die Schoah für den Sohn der Befragten kein abstraktes Kapitel im Geschichtsbuch, sondern möglicherweise Teil seiner Familienbiografie ist, fand in dieser emotional hoch belastenden Situation keine Berücksichtigung, geschweige denn Verständnis oder Unterstützung.

Das Beispiel verdeutlicht ein weitverbreitetes Muster: Anstatt eine antisemitische Aussage ernst zu nehmen, sie zu problematisieren und dagegen vorzugehen, wird sie relativiert oder gar gerechtfertigt – häufig unter Verweis auf das (Fehl-)Verhalten Israels, der israelischen Regierung, „der Israelis“ oder „der Juden“ – und die Kritik damit abgewehrt. Dieses Verhalten

53 Bereits 2018 stellte eine Studie der Freien Universität Berlin im Auftrag der Jewish Claims Conference gravierende Lücken in der universitären Lehre über die Schoah bei der Ausbildung angehender Lehrkräfte fest. Nicht einmal in den Studienfächern Geschichte, Politikwissenschaft oder Germanistik gehörte das Thema Schoah zum Pflichtstoff. Siehe Verena Nägel/Lena Kahle, *Die universitäre Lehre über den Holocaust in Deutschland*, Freie Universität Berlin, Center für Digitale Systeme (CeDiS), im Auftrag der Conference on Jewish Material Claims Against Germany, Berlin 2018, https://refubium.fu-berlin.de/bitstream/handle/fub188/21625/Naegele_Kahle_universitaere_Lehre_ueber_Holocaust_Deutschland.pdf.

schreibt letztlich Jüdinnen und Juden bzw. Israel die Verantwortung für Antisemitismus zu, während diejenigen, die sich antisemitisch äußern – im konkreten Beispiel der Mitschüler – sich in ihrer Haltung bestätigt fühlen können.

Auch der 26-jährige Lehrer aus Mittelfranken (IP 19) berichtete von einer offenen Leugnung der Schoah im Unterricht. In einer 5. Klasse hatte ein Schüler die Zahl der in der Schoah ermordeten Jüdinnen und Juden als „Fiktion“ bezeichnet. Als der Lehrer nachfragte, wie er zu einer solchen Aussage komme, führte der Schüler aus:

„Der Gewinner schreibt die Geschichte. Das mit den sechs Millionen stimmt nicht. Hätten die Deutschen gewonnen, hätte man gesagt, die Juden sind schlecht. Und so sagt man, die Juden sind gut.“ (IP 19)

Die von dem Schüler reproduzierte Erzählung, die Zahl der in der Schoah ermordeten Jüdinnen und Juden sei lediglich eine Behauptung der Sieger des Zweiten Weltkrieges, findet sich wiederholt in geschichtsrevisionistischen Kreisen.⁵⁴ Solche verzerrende Darstellungen der Schoah dringen zunehmend in digitale Jugendkulturen ein.⁵⁵ Auf die Äußerung des Schülers erwiderte der Lehrer, dass die Schoah das am meisten analysierte und wissenschaftlich untersuchte historische Thema in Deutschland sei. Der Schüler reagierte darauf mit antisemitischen Stereotypen und Verschwörungserzählungen: Man wisse ja, dass man „alles bezahlen“ könne und „wer das Geld habe“ (IP 19). Selbst als der Lehrer die Geschichte seiner eigenen Familie während der Schoah erwähnte und von Familienangehörigen erzählte, die im KZ Auschwitz eine Häftlingsnummer in den Arm tätowiert bekommen hatten, verhielt sich der Fünftklässler weiterhin abwehrend. Er behauptete, dass man sich eine solche Nummer auch „im Nachhinein tätowieren lassen“ könne (IP 19). Für den Lehrer war dies nach eigener Aussage eines der „unangenehmsten Gespräche“ (IP 19) in seiner bisherigen Berufszeit.

54 United States Holocaust Memorial Museum, *Holocaustleugnung: wichtige Eckdaten*, ohne Datum, <https://encyclopedia.ushmm.org/content/de/article/holocaust-denial-key-dates> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

55 Bildungsstätte Anne Frank, *Der Holocaust als Meme. Wie in digitalen Räumen Geschichte umgedeutet wird*, Frankfurt am Main 2025, https://www.bs-anne-frank.de/fileadmin/content/Publikationen/2025_Report_Holocaust_als_Meme.pdf.

Dass Post-Schoah-Antisemitismus, also Antisemitismus, der sich auf die Schoah bzw. auf den Nationalsozialismus bezieht, sich nicht nur in verbalen Äußerungen, sondern auch in praktischen Handlungen äußert, zeigt eine weitere Schilderung der bereits zitierten Mutter aus Schwaben (IP17): Im Winter 2023 nahm ihr 13-jähriger Sohn an einer Skifahrt teil. Dabei zeichneten drei seiner Mitschüler in seiner Gegenwart Hakenkreuze an die beschlagenen Fenster der Gondel sowie in den Schnee. Zudem zeigten sie ihm wiederholt den Hitlergruß, obwohl er sie mehrfach aufgefordert hatte, damit aufzuhören. Nach seiner Rückkehr war der 13-Jährige so aufgelöst, dass er lange weinend im Skianzug vor seinem Elternhaus stand – unfähig, sich auszuziehen oder hineinzugehen, um seinen Eltern von dem Erlebten zu erzählen und es gemeinsam mit ihnen zu verarbeiten.

Die Beispiele unterstreichen die Notwendigkeit einer kritischen Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus und der Schoah im schulischen Kontext – inklusive einer Thematisierung von gängigen Formen der Relativierung oder Verharmlosung der Schoah. Bleibt dies aus oder geschieht es nur oberflächlich, besteht die Gefahr, dass sich fragmentarische antisemitische Stereotype und Deutungsmuster bei Schüler:innen zu einem antisemitischen Weltbild verfestigen.

4.3 Antisemitische Verschwörungserzählungen

Noch am 7. Oktober 2023, dem Tag des Terrorangriffs auf Israel, verbreiteten sich online wie offline zahlreiche Verschwörungserzählungen. Unter anderem wurde angezweifelt, dass tatsächlich ein Massaker an Besucher:innen des Supernova-Musikfestivals stattgefunden habe. Andere behaupteten, die Opfer seien keine Zivilist:innen, sondern Angehörige des israelischen Militärs gewesen. Wieder andere Verschwörungserzählungen unterstellten, die israelische Regierung und/oder der Mossad habe die Massaker an der israelischen Zivilbevölkerung selbst inszeniert oder zumindest zugelassen, um einen Anlass für den Krieg im Gaza-Streifen zu schaffen. Analog zu den Verschwörungsmythen rund um die Terrorangriffe auf das World Trade Center in New York am 11. September 2001 wurde damit behauptet, der 7. Oktober sei ein *inside job* gewesen.

Der 19-jährige Abiturient (IP9) und seine Freundin, die 22-jährige Lehramtsstudentin (IP10), schilderten im gemeinsamen Interview eine Konfrontation mit antisemitischen Verschwörungserzählungen in Bezug auf Medien und Israel. Die beiden waren zu Besuch bei nichtjüdischen Bekannten in einem anderen Bundesland. Bei einer Unterhaltung äußerten sie sich kritisch über eine deutsche Rockband, deren Liedtexte sie als antisemitisch, rassistisch, frauenfeindlich und homophob bezeichneten. Eine der Anwesenden empfand diese Kritik als Angriff auf ihren Musikgeschmack und lenkte die Diskussion auf Israel:

„Ein Mädchen hat gemeint, dass ich mich von ‚Links-Medien‘ beeinflussen lasse. Das sei das gleiche wie mit Hamas und Israel. Dann kamen Aussagen wie, Israel hat kein Recht zu existieren, alles sei Fake News, was im Internet und in den Nachrichten gesagt wird, sie würden sich davon nicht blenden lassen.“ (IP9)

Die Aussage, wonach der 19-jährige Abiturient von „Links-Medien“ – gemeint sind Medien, die nicht die bereits bestehende eigene Meinung wiedergeben und nur „Fake News“ verbreiten würden – beeinflusst sei, reproduziert letztlich eine Verschwörungserzählung: Bereits in der Weimarer Republik behauptete die völkische Propaganda, dass sozialdemokratisch, kommunistisch oder linksliberal ausgerichtete Zeitungen den „jüdischen Interessen“ dienten und das Volk systematisch täuschten. Eine andere Gesprächsteilnehmerin griff daraufhin das Thema Israel auf – die Rockband war inzwischen kein Thema mehr, wie die Lehramtsstudentin schilderte:

„Sie erklärte, dass Hamas nicht der Angreifer sei, sondern Israel. Die Zionisten seien schuld an dem Krieg, und es handele sich um einen Glaubenskrieg zwischen Juden und Muslimen.“ (IP10)

Als ihr Freund nachfragte, wer oder was denn mit „Zionisten“ gemeint sei, antwortete ein weiterer Anwesender, dies seien „alle Juden“ (IP9).

Das Beispiel verdeutlicht eine weitverbreitete Derealisierung⁵⁶ im Kontext des 7. Oktobers, welche die Fakten ausblendet und Opfer zu Täter:innen

56 Monika Schwarz-Friesel und Jehuda Reinharz, die den gegenwärtigen Antisemitismus erforschen, erweiterten den sogenannten 3-D-Test von Nathan Sharansky (Dämonisierung, Delegitimierung, Doppelstandard, vgl. S. 39, Fußnote 27) für israelbezogenen

erklärt. Die Unterstellung, „die Zionisten“ seien schuld an dem Krieg, rekurriert auf antisemitische Verschwörungserzählungen, in denen „die Juden“ als Ursache für sämtliche negativen Phänomene und Krisen der Moderne imaginiert werden – einschließlich Kriegen und sogar dem Antisemitismus. Die Bezeichnung „Zionisten“ fungiert dabei häufig als Codewort für „die Juden“ und dient auch dazu, den Vorwurf des Antisemitismus pauschal abzuwehren.⁵⁷ Darüber hinaus ist die Gleichsetzung von „Zionisten“ mit „allen Juden“ – wie in obigem Beispiel zitiert – inhaltlich falsch: Denn nicht alle Jüdinnen und Juden sind Zionist:innen. Auch die Gleichsetzung mit „Israelis“ ist nicht korrekt, da weder alle Israelis Jüdinnen oder Juden sind, noch alle Jüdinnen und Juden in Israel leben. Die Darstellung des Kriegs im Gazastreifen als „Glaubenskrieg zwischen Juden und Muslimen“ ist ebenfalls nicht haltbar. Zwar instrumentalisiert die Hamas die islamische Religion für ihre ideologischen, politischen und militärischen Zwecke, vor allem für ihren Kampf gegen Israel. Israel führte jedoch den Krieg gegen die Hamas als Reaktion auf die Terrorakte und Geiselnahmen und mit dem Ziel, die eigene Bevölkerung vor ähnlichen – von der Hamas angekündigten – Massakern zu schützen.

Die zitierte Lehramtsstudentin (IP10) berichtete, dass sie nach dieser Unterhaltung „den Tränen nah“ (IP10) gewesen sei und sich nicht mehr in der Lage sah, „irgendetwas mit diesen Menschen“ (IP10) zu unternehmen. Auch ihr Freund erlebte den Besuch als emotional hochgradig belastend:

Antisemitismus um ein viertes D – die De-Realisierung. Damit ist gemeint, dass die Darstellung Israels sehr verzerrt wird und von der Realität stark abweicht. Die ersten drei Ds sind letztlich eine Folge dieses falschen Bildes. Siehe Monika Schwarz-Friesel/Jehuda Reinharz: *Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert*, Berlin 2013, S. 209–222.

- 57 Der Begriff Zionismus bezeichnet die Nationalbewegung des jüdischen Volkes, die Ende des 19. Jahrhunderts entstand und angesichts antisemitischer Diskriminierungen und Pogrome in Europa die Schaffung eines unabhängigen und sicheren jüdischen Nationalstaates in Palästina anstrebte – in einem Gebiet, in dem seit Jahrtausenden ununterbrochen Jüdinnen und Juden gelebt hatten. In vielen linken, antiimperialistischen und islamistischen Milieus fungiert Zionismus hingegen als politischer Kampfbegriff, der eine generelle Ablehnung des jüdischen Staates zum Ausdruck bringt. Israel wird dabei als Kolonialstaat bezeichnet, um Jüdinnen und Juden das Recht auf einen eigenen Staat im Nahen Osten generell abzuspochen. Auch zu pauschalen Gleichsetzungen von Zionismus mit Rassismus oder Faschismus kommt es immer wieder, was eine Delegitimierung der jüdischen Nationalbewegung und des Staates Israel bedeutet. Siehe Michael Brenner, „Es gibt den Zionismus der Begeisterung und den Zionismus der Verzweiflung“. Ein Interview von Tobias Rapp, in: *Der Spiegel*, 21. 3. 2024, <https://www.spiegel.de/kultur/israel-es-gibt-den-zionismus-der-begeisterung-und-den-zionismus-der-verzweiflung-a-5388d3db-9171-4eb0-b51e-a63d1598d4cc> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025). Siehe auch Stephan Grigat/Karin Stögner (Hrsg.): *Projektiver Antizionismus. Antisemitismus gegen Israel vor und nach dem 7. Oktober*, Baden-Baden 2025, <https://www.inlibra.com/de/document/view/detail/uuid/79d3e6d5-d618-3c38-884c-0cd68d3c8845>.

„Es ist ein Krieg, der für mich sehr persönlich ist und mir sehr nahegeht, und dann kommt jemand um die Ecke und spricht dir das ab. Der Krieg an sich ist schon wie ein Schlag ins Gesicht, solche Kommentare geben dann noch einen extra Punch dazu, der einen endgültig aus der Bahn haut.“ (IP9)

Dass bereits Schüler:innen im mittleren Kindesalter beim Bezug auf den 7. Oktober auf antisemitische Verschwörungserzählungen zurückgreifen, verdeutlicht die Schilderung des 26-jährigen Lehrers aus Mittelfranken (IP19). Er berichtete vom Unterricht in einer 6. Klasse, in dem ein Schüler behauptete, dass die Medien „eh von Israel kontrolliert seien“ (IP19), weshalb man in Deutschland nicht so berichten könne, wie man wolle. Auf die Nachfrage des Lehrers, wie er zu dieser Meinung komme, gab der Schüler keine Antwort. Der befragte Lehrer vermutete, dass der Schüler lediglich etwas nacherzählte, was er in seinem Umfeld oder auf Social-Media-Plattformen wie TikTok oder Instagram aufgeschnappt hatte.

4.4 Verbale Angriffe und persönliche Herabwürdigungen

Ein 18-jähriger Gymnasiast (IP3) erzählte von einer Diskussion über den Krieg im Gazastreifen im Politikunterricht. Dabei bezeichnete eine seiner Mitschülerinnen den israelischen Krieg dort als „Genozid“. Der Lehrer widersprach dem Vorwurf und betonte Israels Recht auf Selbstverteidigung. Daraufhin protestierte die Mitschülerin des Interviewten wiederholt lautstark. Der Befragte hatte sich an der Debatte nicht beteiligt, amüsierte sich aber – wie alle anderen im Klassenraum – über den leidenschaftlichen Meinungs Austausch zwischen seinem Lehrer und seiner Mitschülerin. Nachdem der Lehrer den Klassenraum verlassen hatte, eskalierte die Situation: Die Schülerin attackierte den Befragten verbal und beleidigte ihn antisemitisch:

„Sie hat dann zu mir gesagt: ‚Halt deinen Mund, du Scheißjude!‘ [sic] Ich habe nie etwas gegen sie gesagt. Ich verstehe auch nicht, was das Judentum damit zu tun hat. Wenn sie etwas gegen Israel hat, soll sie das gerne haben. Aber was hat meine Religion damit zu tun?“ (IP3)

Der 18-jährige Gymnasiast widersprach seiner Mitschülerin daraufhin deutlich und machte ihr klar, dass er ihre propagandistischen Äußerungen nicht akzeptiert. Er forderte sie auf, diese nicht weiter zu verbreiten und sich „nicht dümmer zu machen, als sie sei“ (IP3).

Mehrere befragte Schüler:innen gaben an, nach dem 7. Oktober verstärkt verbale Anfeindungen von ihren Mitschüler:innen erlebt zu haben und stellvertretend für Staat Israel angegriffen worden zu sein. Die 15-jährige Schülerin aus Schwaben (IP16) etwa berichtete:

„Eine türkische Mitschülerin war richtig aggressiv. Nach dem 7. Oktober hat sie angefangen, im Unterricht Israelhetze zu betreiben. Sie meinte, dass das Volk Palästinas die ganze Zeit unterdrückt wird und Israel Kinder ermordet. Das war an mich gerichtet.“ (IP16)

Mit ihrer Äußerung unterstellte die Mitschülerin Israel die gezielte Tötung palästinensischer Kinder. Damit stellte sie das Land als besonders blutrünstig und grausam dar. Der Vorwurf war während des Krieges im Gazastreifen ein fester Bestandteil israelfeindlicher Kundgebungen in Bayern – meist in Form der Parole „Kindermörder Israel“. Der Vorwurf des Kindesmords geht zurück auf die mittelalterliche, christlich-antijudaistische Ritualmordlegende, wonach „die Juden“ für die Zubereitung ihrer rituellen Speisen christliche Kinder entführen, quälen und schließlich töten. Die Ritualmordlegende hat ihre Wurzeln in der christlichen Vorstellung, dass „die Juden“ für den Tod Jesu verantwortlich seien. Christliche Missionare aus Europa verbreiteten diese Lüge im 19. Jahrhundert auch in islamischen Ländern. Solche Vorwürfe waren historisch nie belegt und dienten über die Jahrhunderte immer wieder als Rechtfertigung für Gewalt und Diskriminierung.

Die Mutter einer 15-jährigen Gymnasiastin aus Schwaben (IP15) berichtete von einer Mitschülerin, die ihrer Tochter schon zuvor einen Hitlergruß gezeigt hatte und sich nun grob beleidigend über ihre Tochter äußerte:

„Das Mädchen hat gesagt: ‚Guck mal, da steht die Drecksjüdin‘ – und hat auf meine Tochter gezeigt.“ (IP15)

Die Mutter gab an, dass sie solche Vorfälle bis zum 7. Oktober häufig habe durchgehen lassen. Seit dem Terrorangriff sei sie jedoch deutlich alarmierter und bestehe auf einer Intervention seitens der Schule.

Der 14-jährige Schüler aus Unterfranken (IP7) machte – wie seine Mutter (IP8) im Doppelinterview betonte – seit dem 7. Oktober „nahezu täglich“ (IP8) Erfahrungen mit persönlichen Herabwürdigungen. Je länger die Kriegshandlungen im Gazastreifen andauerten, desto häufiger seien sie geworden. Am meisten erschütterte den 14-Jährigen, dass ihn ein Mitschüler, den er bereits seit der Grundschule kennt, im Sportunterricht völlig unerwartet als „Scheißjude“ (IP7) beschimpfte. Ein anderer Mitschüler machte sich zudem über seine Frisur lustig:

„Während des Informatikunterrichts hatte ich einmal keine sehr gut gemachten Haare. Ein Mitschüler hat mir Tipps gegeben dafür, wie ich sie ein bisschen stylen kann, und der Junge hat dann gesagt: ‚Lass ihn doch, das ist doch seine Judenlocke.‘“ (IP7)

Durch seine Bezugnahme auf ein vermeintlich typisch jüdisches körperliches Merkmal reproduzierte der Mitschüler ein antisemitisches Stereotyp, das Juden nicht nur moralisch abwertet, sondern sie auch visuell als „anders“ und abweichend markiert und dadurch ausgrenzt. In einer anderen Situation beleidigte derselbe Mitschüler den Interviewpartner erneut: Die Klasse hatte gerade eine Klassenarbeit zurückbekommen. Der 14-Jährige hatte die beste Note erhalten und beriet gerade einen anderen, weniger erfolgreichen Mitschüler, als plötzlich die verbale Attacke kam:

„Es wurde durch den Klassenraum gerufen: ‚Du kannst mir die Eier lecken, du dreckiger Jude!‘“ (IP7)

Bei der Aufforderung des Mitschülers handelte es sich um eine besonders perfide antisemitische Demütigung. Durch diese Art der sexualisierten Herabwürdigung markierte der Mitschüler den 14-Jährigen nicht nur als „fremdartig“ – weil Jude –, sondern sprach ihm zugleich seine Männlichkeit ab, während er sich selbst gegenüber seiner Peergroup als mächtig und überlegen inszenierte. In seiner Äußerung verbinden sich Zuschreibungen des modernen Antisemitismus von angeblicher „Verweichlichung“ und „Schwäche“ jüdischer Männer mit einer sexualisierten Form der Erniedrigung, die den Männlichkeitsvorstellungen hypermaskuliner und homophober Jugendkulturen entspricht.⁵⁸ Der 14-jährige Schüler erlebte nach

58 Hypermaskuline Männlichkeitsvorstellungen und antisemitische Stereotypen verbinden sich beispielsweise im sogenannten Gangsta-Rap, siehe Marc Grimm/Jacob Beier, *Jugendkultureller Antisemitismus: Warum Jugendliche für antisemitische Ressentiments*

diesem Vorfall noch weitere verbale Angriffe, ausgehend von demselben Schüler:

„Während des Englischunterrichts hatten wir eine Spielstunde, in der jeder ein Spiel mitbringen sollte. Ich habe ein israelisches Kartenspiel mitgenommen. Später ist dieser afghanische Mitschüler zu mir gekommen und hat gefragt, aus welchem Land das ist. Als ich ‚Israel‘ sagte, meinte er: ‚Israel existiert nicht.‘“ (IP 7)

Schulen sind ein Spiegelbild der Gesellschaft. Das schließt gesellschaftliche Konflikte mit ein und – wie die Berichte zeigen – auch Antisemitismus. In den erwähnten Fällen wurden Schüler:innen verbal angegriffen, weil sie jüdisch sind. Ihre jeweilige politische Haltung zum sogenannten Nahostkonflikt spielte für ihre Angreifenden keine Rolle. Eigentlich sollten Schulen ein sicherer Ort für alle Schüler:innen sein. Stattdessen müssen jüdische Schüler:innen dort täglich mit antisemitischen Anfeindungen und Abwertungen rechnen. Das kann langfristig negative Auswirkungen auf ihr physisches und psychisches Wohlbefinden haben.

Antisemitismus ist ein gesamtgesellschaftliches Problem, dass nicht auf einzelne Gruppen reduziert werden kann. Er kann in verschiedensten ethnischen, politischen, religiösen und weltanschaulichen Kontexten auftreten – darunter Christen, Muslime, extrem Rechte, Konservative, Liberale und Linke. Wie wichtig eine differenzierte Sichtweise ist, illustriert auf eindrucksvolle Weise eine Schilderung des 26-jährigen Lehrers aus Mittelfranken (IP 19). Er erzählte von einer palästinensischen Schülerin in seiner 8. Klasse, die nach dem 7. Oktober zu seiner „größten Supporterin“ (IP 19) wurde und sich „komplett pro Israel hinstellte“ (IP 19). Als ein Schüler im Unterricht plötzlich Israel verbal attackierte – vermutlich, um seinen jüdischen Lehrer zu provozieren – widersprach sie ihm umgehend:

„Das kam aus dem Nichts. Die Klasse hatte gerade eine andere Aufgabe. Bevor ich reagieren konnte, sagte sie zu ihm, er solle endlich mal den Mund halten, weil er keine Ahnung habe und sich nicht in ein Thema einmischen müsse, über das er nur über Al Jazeera Bescheid wisse. Sie

im Gangsta-Rap empfänglich sind, Frankfurt am Main 2023, https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/document/94056/1/ssoar-2023-grimm_et_al-Jugendkultureller_Antisemitismus_Warum_Jugendliche_fur.pdf.

fragte dann: „Was erwartet Ihr denn, dass ein Land in so einer Situation macht? Wie würdest du reagieren, wenn man dich über Nacht angreift?“
(IP19)

Der Lehrer betonte, dass sowohl diese Schülerin als auch er selbst in der Lage wären, die Sichtweisen, aber auch die Verletzungen und Traumata des jeweils anderen anzuerkennen und zu reflektierten. Darin sah er den Schlüssel für das gute Verhältnis der beiden:

„Sie ist klug genug, um zu verstehen, was der 7. Oktober angerichtet hat. Ich hatte keine Ängste, was den Umgang mit ihr betrifft, aber mir war natürlich klar, dass sie ihre Familienmitglieder hat, und das könnte Traumata auslösen. Im Unterricht verhält sie sich so, als ob es den 7. Oktober gar nicht gäbe. Sie ist vollkommen okay mit mir, was ich sehr schön finde. Sie versteht, dass der 7. Oktober nichts mit ‚hier‘ zu tun hat. Wir werden es nicht hier klären – sie hinter ihrem Schreibtisch, ich hinter meinem. Spannenderweise muss ich sagen, dass die Leute, die persönliche Verbindungen zu Gaza oder zu Palästina haben, gerade viel stabiler sind in meiner Klasse als die, die keine Ahnung haben, die sich bei Kahoot!⁵⁹ mit einer Wassermelone⁶⁰ anmelden. Eine ziemlich skurrile Emoji-Wahl, um seine ‚Palästina-Solidarität‘ zu zeigen.“ (IP19)

Auch wenn die Schilderung des Lehrers in der Gesamtheit der Interviews eine Ausnahme darstellt, verdeutlicht sie, dass Haltung, reflektiertes Handeln, Empathie, fundiertes Wissen und ein sicherer Umgang mit Konfliktsituationen dazu beitragen können, antisemitischen Äußerungen im Klassenraum entgegenzutreten. Das garantiert zwar keinen pädagogischen Erfolg, kann aber im Idealfall Spannungen abmildern und die Reproduktion antisemitischer Deutungsmuster verhindern.

59 Kahoot! ist eine von der Lehrkraft moderierte spielbasierte Lernplattform, bei der Schüler:innen per PC oder Smartphone einzeln oder in kleinen Teams ihre Antworten eingeben können. Die Ergebnisse werden in Echtzeit für alle sichtbar auf einem Großbildschirm angezeigt und können anschließend gemeinsam diskutiert werden.

60 Seit dem 7. Oktober tauchten in israelfeindlichen Kontexten vermehrt Wassermelon(stücke) auf, etwa als Motive auf Plakaten, Aufklebern und T-Shirts, aber auch online – beispielsweise als Emoji. Die Farben der Wassermelone – rot (Fruchtfleisch), grün (Schale) und schwarz (Kerne) – dienen als Platzhalter für die Flagge Palästinas. Siehe dazu RIAS Bayern, *Israelbezogener Antisemitismus in Bayern nach dem 7. Oktober*, 2025, https://report-antisemitism.de/documents/Israelbezogener-Antisemitismus_in_Bayern_nach_dem_7_Oktober.pdf, S. 136.

4.5 Woher kommt die größte antisemitische Gefahr?

In den Interviews zeigten sich zum Teil unterschiedliche Einschätzungen der Befragten darüber, von welcher Seite gegenwärtig die größte antisemitische Gefahr ausgeht. Besonders sichtbar wurde dies in einem Gruppeninterview mit sechs Schüler:innen im Alter von 17 bis 19 Jahren (IP1 bis IP6). Als Reaktion auf die gezielt gestellte Frage, wo sie persönlich die größte antisemitische Bedrohung sehen, äußerten die Teilnehmenden verschiedene Sichtweisen:

„Für mich ist immer der Rechtsextremismus das Gefährlichste, weil es eben auch die Vorgeschichte hat, und Deutschland und sehr viele Menschen tendieren hier einfach dazu, rechtsextrem zu sein oder einfach rechte Züge zu haben.“ (IP1)

„Also, ich würde sagen, das Gefährlichste für mich ist [...] der Antisemitismus von der arabisch-palästinensischen Seite [...]. Der rechtsextreme Antisemitismus ist für mich weniger gefährlich als der andere, denn den gibt es ja wahrscheinlich viel weniger als diesen muslimischen [...]. Ich kenne ihn aus den Medien, aber persönlich noch nie gesehen.“ (IP3)

„Ich wohne in einer Gegend mit einer sehr hohen muslimischen Beteiligung, selbst da wissen alle, dass ich Jude bin, es war nie ein Problem.“ (IP4)

Eine 18-jährige Schülerin (IP1) sah den Rechtsextremismus mit seinen historischen Kontinuitäten in Deutschland als die größte Gefahr an. Für einen gleichaltrigen Mitschüler (IP3) spielten die Erfahrung des 7. Oktobers und der darauffolgenden antisemitischen Mobilisierung in Deutschland, aber auch seine persönlichen Erfahrungen mit antisemitischen Anfeindungen eine entscheidende Rolle, während er den Rechtsextremismus weniger Relevanz für seinen Alltag einräumte. Ein dritter, gleichaltriger Schüler (IP4) widersprach indirekt und verwies auf sein entspanntes Verhältnis mit Muslim:innen in seinem Wohnumfeld. Die erwähnte Schülerin (IP1) berichtete ebenfalls, mit Menschen „aus dem arabischen Raum“ (IP1) befreundet zu sein, weshalb sie diese nicht als persönliche Bedrohung empfinde. Gleichzeitig bemühte sich die Schülerin um Differenzierung und unterstrich, dass sie nicht „für alle Menschen aus diesem Raum sprechen“ (IP1)

könne und es dort genug Menschen gebe, die „sehr extrem“ gegen Juden seien (IP1).

Die Aussagen der Befragten verdeutlichen, dass Antisemitismus kein Problem ist, für das nur oder hauptsächlich eine bestimmte Gruppe von Personen verantwortlich gemacht werden kann. Erst recht könne es, so mehrere Befragte, nicht darum gehen, Menschen nach bestimmten Kriterien einer vermeintlich homogenen Gruppe zuzurechnen. Fast überall gäbe es unterschiedliche Meinungen, betonte exemplarisch eine 17-jährige Schülerin in dem Gruppeninterview (IP6):

„Es kommt auf die Person an. Es kann von allen Seiten kommen.“ (IP6)

Insgesamt zeigen die Aussagen, dass nahezu alle Befragten Antisemitismus als eine Bedrohung wahrnehmen, die aus unterschiedlichen „Richtungen“ kommen kann. Die 21-jährige Studentin aus Mittelfranken (IP11) betonte, ihr machten „Islamisten, die ‚Tod den Juden‘ schreien“ ebenso Angst wie Rechtsextremisten oder jene, denen es um Gewalt gehe – „aber eigentlich alle“ (IP11). Welche Bedrohung die Befragten individuell wie gewichten, hängt häufig von ihren persönlichen Erfahrungen, aktuellen Ereignissen sowie davon ab, wie sie Medienberichte wahrnehmen und interpretieren.

Leihen Sie gebührenfrei die Wanderausstellung „Antisemitismus in Bayern – Judenhass heute“ von RIAS Bayern aus.

Die kompakten und leicht aufstellbaren Tafeln können Ihre Aufklärungsarbeit gegen Antisemitismus mit geringem Aufwand und gebührenfrei bereichern. Eine digitale Erweiterung ermöglicht den Besuchenden weiterführende Einblicke und ergänzt die Ausstellung um multimediale Elemente.

Was ist Antisemitismus? Welche unterschiedlichen Erscheinungsformen gibt es? Wie groß ist das Problem in Bayern? Welche Auswirkungen hat das auf Betroffene? Diesen Fragen geht die Wanderausstellung niedrigschwellig nach.

Sie kann von Initiativen, Vereinen, Bildungsträgern und anderen Interessierten geliehen und ausgestellt werden. Die Ausstellung richtet sich vor allem an Laufpublikum ohne Vorkenntnisse zum Thema, kann aber auch für tiefergehende pädagogische Arbeit genutzt werden. Wir unterstützen gerne bei der Bewerbung der Ausstellung und stehen für ein Rahmenprogramm zur Verfügung.

Die Wanderausstellung kann über ausstellung@rias-bayern.de angefragt werden.



5. Umgangsweisen und Bewältigungsstrategien



Die Interviews zeigen, dass die Befragten sehr unterschiedlich mit Antisemitismus umgehen und eine Vielzahl von Strategien entwickeln, um sich vor antisemitischen Übergriffen zu schützen. Die Bandbreite reicht vom Verbergen der eigenen jüdischen Identität über Engagement in der Aufklärungsarbeit und aktive Konfrontation bis hin zu verbaler und körperlicher Wehrhaftigkeit. Viele Befragte setzen dabei nicht auf eine einzige Strategie, sondern verhalten sich situationsabhängig. Ausschlaggebend sind dabei neben der individuellen Persönlichkeit und einer Gefahrenabwägung auch bestehende Abhängigkeitsverhältnisse – im Schulkontext etwa gegenüber Lehrkräften, Kolleg:innen oder Mitschüler:innen – sowie die Erfahrung institutioneller Unterstützung oder deren Ausbleiben.

Das erste Unterkapitel zeigt, dass viele Befragte ihre jüdische Identität in der Öffentlichkeit bewusst verbergen, etwa indem sie keine Symbole tragen, die sie als jüdisch erkennbar machen könnten. Dieses Verhalten macht deutlich, wie struktureller Antisemitismus zu einem tiefgreifenden Misstrauen gegenüber dem sozialen Umfeld führen kann (5.1). Andere Befragte berichten von aktiven Strategien: Sie intervenieren bei antisemitischen Vorfällen, leisten Aufklärungsarbeit, setzen sich verbal oder körperlich zur Wehr bzw. melden antisemitische Erfahrungen konsequent. Solche Handlungen dienen auch dem Empowerment und der Stärkung des Selbstbewusstseins (5.2). Die Interviews machen zudem deutlich, dass antisemitische Erfahrungen oft dazu führen, dass Betroffene belastende soziale Beziehungen beenden, um sich selbst zu schützen. Dieser Schritt erfordert häufig emotionale Ressourcen, da Verlustängste und der Wunsch nach Zugehörigkeit überwunden werden müssen (5.3). Wieder andere nutzen Anpassungsstrategien, etwa das Mitlachen über antisemitische Witze oder das Herunterspielen von Beleidigungen, um Konflikten in Peergroups aus dem Weg zu gehen (5.4).

Trotz der unterschiedlichen Umgangsweisen und Strategien lässt sich in den Interviews ein gemeinsames Muster erkennen: Fast alle Befragten betonten die Bedeutung der jüdischen Gemeinschaft, der Familie und ihrer Peergroups als zentrale Ressource für Resilienz und Empowerment. Sie bieten Halt, ermöglichen den Austausch über belastende Erfahrungen und helfen den Betroffenen, belastende Erlebnisse zu verarbeiten und Selbstvertrauen aufzubauen (5.5).

Schließlich verdeutlicht das letzte Unterkapitel, dass die Auseinandersetzung mit Antisemitismus zu einer bewussteren Wahrnehmung und oft zu einem selbstbewussteren Ausleben der eigenen jüdischen Identität führen kann. Stolz auf die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft wird auf diese Weise zu einer weiteren wichtigen Ressource, auch wenn Sicherheitsbedenken weiterhin das Verhalten prägen (5.6).

Gleichzeitig wurde in den Interviews ein zentrales Spannungsfeld erkennbar – zwischen dem Wunsch der Interviewten, sich gegen Antisemitismus zu wehren und die eigene jüdische Identität selbstbewusst auszuleben, und ihrem Sicherheitsbedürfnis. Seit dem 7. Oktober sorgen sich die meisten Befragten deutlich mehr um ihre Sicherheit, was sich auch in ihrem Verhalten widerspiegelt.

5.1 Rückzug, Resignation und Vermeidung von Sichtbarkeit

„Ich passe sehr auf, wem ich es erzähle. Ich sage das eigentlich ungern, dass ich jüdisch bin, vor allem nach dem 7.10., aber auch davor. [...] Auch meinen Davidstern trage ich gar nicht mehr.“ (IP10)

Die 22-jährige Lehramtsstudentin (IP10) beschrieb eine Umgangsweise, für die sich die meisten Befragten in einer unbekannten Umgebung oder bei der Interaktion mit Fremden entscheiden: Sie verschweigen ihre jüdische Identität, verbergen sichtbare jüdische Symbole und klammern Themen, bei denen sie als jüdisch erkennbar werden könnten, bewusst aus. Der Vater einer Erstklässlerin aus Mittelfranken (IP18) berichtete, dass er seiner Tochter gesagt habe, in der Schule nicht mehr zu erwähnen, dass sie und ihre Familie aus Israel stammen. Er resümierte: „Wir haben uns verschlossen.“ (IP18)

Die 15-jährige Schülerin aus Schwaben (IP16) beschrieb ihre zunehmend resignative Haltung gegenüber Antisemitismus. Sie musste mehrfach erfahren, dass ihre Klassenlehrerin sie nach antisemitischen Beleidigungen eines Mitschülers nicht unterstützte (siehe Kapitel 4.4, S. 74). Einmal forderte die Lehrerin sie sogar auf, zu dem Mitschüler hinzugehen und ihn zu fragen, was sie selbst falsch gemacht habe. Nach diesen Erfahrungen verschloss sich die Schülerin und meldete der Schule keine weiteren antisemitischen Vorfälle mehr:

„Ich hatte so ein Mindset, dass eh nichts passiert, egal, ob ich zu jemandem hingehöre oder nicht.“ (IP16)

Der 19-jährige Student aus Unterfranken (IP12) berichtete, dass er aus Selbstschutz und aus Sorge, als ‚überempfindlich‘ (IP12) zu gelten, versuche, die Existenz von Antisemitismus möglichst aus seinem Alltag auszuklammern. Auch er erlebte nach antisemitischen Vorfällen völlige Isolation – nicht einmal sein Vertrauenslehrer stand ihm bei:

„Es macht einfach müde, darüber nachzudenken. Ich verdränge es lieber mal, denke nicht mehr darüber nach. [...] Es ist auch ein bisschen Selbstschutz dabei, man möchte nicht ein großes Trara in der Schulgemeinschaft machen, sich selbst in den Mittelpunkt stellen. Im Endeffekt wird es dann vielleicht gegen dich verwendet, dass du halt derjenige bist, der in allem Antisemitismus sieht.“ (IP12)

Bei dem 19-jährigen Berufsoberschüler (IP13) führten sein Sicherheitsbedürfnis und seine Sorge um die eigene Familie dazu, dass er einen antisemitischen Kommentar einer Mitschülerin auf Instagram unwidersprochen ließ:

„Ich habe sie nicht angeschrien, weil sie genau weiß, wo ich wohne. [...] Ich muss auch an die Sicherheit meiner Familie denken.“ (IP13)

Die beschriebenen Verhaltensweisen offenbaren ein tiefgreifendes Misstrauen gegenüber dem nichtjüdischen sozialen Umfeld, den Peergroups, den Lehrkräften sowie der Institution Schule. Die Schilderungen machen deutlich, welche Folgen struktureller Antisemitismus für Betroffene haben kann: Viele Befragte machen sich aus Angst vor Übergriffen in der Öffentlichkeit als Jüdinnen und Juden unsichtbar. Sie üben Selbstzensur, resignieren und sehen Antisemitismus als eine unveränderbare Realität an.

5.2 Aufklärung, Konfrontation und Wehrhaftigkeit

Einige Befragte entscheiden sich als Reaktion auf Erfahrungen mit Antisemitismus für ein aktives Entgegenreten und leisten selbst aktive Aufklärungsarbeit. Der 14-jährige Schüler aus Unterfranken (IP7) war von einem Mitschüler antisemitisch beleidigt worden. Unmittelbar danach

nahm seine Mutter (IP8) Kontakt zur Familie des Mitschülers auf. Sie konfrontierte dessen Mutter mit dem Vorfall und bestand darauf, dass dieser ernst genommen und in der Familie aufgearbeitet wird:

„Ich habe mit seiner Zustimmung dann die Mutter angerufen und erklärt, was passiert ist [...] Ich sagte, es geht jetzt nicht darum zu klären, ob das passiert ist oder nicht. Es ist passiert.“ (IP8)

Ihre Intervention zeigte offenbar Wirkung: Am nächsten Tag entschuldigte sich der Mitschüler bei dem 14-Jährigen (IP7), der dessen entschuldigende Worte als aufrichtig empfand.

Auch die Erfahrung des 26-jährigen Lehrers (IP19) zeigt, dass klarer Widerspruch in Kombination mit Aufklärung einen positiven Effekt haben kann – in diesem Fall auf das Verhältnis zwischen Lehrkräften und Schüler:innen: Der Lehrer hatte mitbekommen, dass ein Schüler zu einem Mitschüler – beide nichtjüdisch – „Ab nach Dachau mir dir!“ gesagt hatte – eine Aussage, die den Nationalsozialismus und die Schoah affirmiert. Der Lehrer reagierte umgehend:

„Ich habe ihn vor der ganzen Klasse recht energisch zusammengefasst. [...] Ich habe meinen Unterricht genutzt, um die Schüler über die Schoah und Antisemitismus aufzuklären.“ (IP19)

Danach habe der Schüler nie mehr eine solche Bemerkung gemacht, berichtete der Lehrer. Er sei jetzt einer seiner „nettesten und besten“ Schüler (IP19).

Das Beispiel verdeutlicht, wie wichtig Haltung, Fachwissen sowie ein schnelles und entschiedenes Handeln im Umgang mit antisemitischen Vorfällen im Klassenraum sind. Das bedeutet gleichwohl nicht, dass diese Kompetenzen automatisch pädagogischen Erfolg garantieren würden. Angesichts seiner persönlichen Erfahrungen als Schüler und Lehrer betonte der 26-Jährige, dass für eine gelungene Intervention neben theoretischen Kenntnissen über die verschiedenen Formen von gegenwärtigem Antisemitismus auch praxisbezogene Handlungsstrategien und entsprechende Schulungen für Lehrkräfte unabdingbar seien.

Die Befragte aus Schwaben, Mutter von drei Söhnen und aktiv im Begegnungsprojekt *Meet a Jew* (IP17), beschrieb aktive Aufklärung als ein

wichtiges Instrument der Prävention von Antisemitismus. Sie reflektierte aber auch die Grenzen einer solchen Aufklärungsarbeit und die möglichen Gefahren, die etwa mit dem Ansatz der Begegnungspädagogik⁶¹ einhergehen:

„Schon nach den ersten Begegnungen fühlte es sich etwas komisch an, ein bisschen so, wie wenn man in einen Zoo geht: ‚Dann gucken wir uns mal die Juden an.‘ Ich habe überlegt, ob ich das wieder lassen soll. [...] Dann habe ich gedacht, ich muss erst einmal weitermachen und hoffen, dass ich jedes Mal einen, zwei Menschen erreiche, die dann vielleicht zu Multiplikatoren werden.“ (IP 17)

Auch einer der Söhne der Befragten ist sich der begrenzten Wirkung von Aufklärung bewusst. Nach zahlreichen Diskussionen stellte er ernüchtert fest, dass man – in den Worten der Mutter – „mit Argumenten [...] an die Menschen leider überhaupt nicht rankommt“ (IP 17). Ein anderer Sohn der Interviewten sehe hingegen in körperlicher Wehrhaftigkeit die effektivste Strategie im Umgang mit Antisemitismus:

„Unser älterer Sohn hat keine Angst [...]. Er macht seitdem Kampfsport, und ich denke, er hat das Gefühl, sich wehren zu können, wenn was wäre.“ (IP 17)

Der 18-jährige Schüler aus Mittelfranken (IP 3) verfolgt ebenfalls diesen Ansatz: Er zeigt seine jüdische Identität selbstbewusst in der Öffentlichkeit und ist bereit, sich bei einer antisemitischen Bedrohung gegebenenfalls auch körperlich zur Wehr zu setzen:

„In meiner Klasse wissen alle, dass ich jüdisch bin. Ich habe auch gesagt: ‚Ich bin jüdisch, wenn ihr ein Problem damit habt, kommt zu mir, wir können das gerne klären.‘“ (IP 3)

61 Die Begegnungspädagogik ist ein wichtiges Instrument der Antisemitismusprävention. Sie setzt auf Aufklärung durch persönliche Begegnungen: Schüler:innen lernen Jüdinnen und Juden direkt kennen, wodurch Unsicherheiten und Feindbilder abgebaut und das Verständnis für Diskriminierungserfahrungen gestärkt werden sollen. Die Wirkung solcher Begegnungen ist jedoch begrenzt, da sie vor allem individuelle Einstellungen adressieren und nicht die strukturellen Ursachen von Antisemitismus. Daher sollte die Begegnungspädagogik stets mit weiteren pädagogischen Maßnahmen kombiniert werden.

Der Schüler erläuterte dies an einem konkreten Beispiel. Ein Unbekannter auf der Straße erblickte seine Davidsternkette und beschimpfte ihn daraufhin antisemitisch. Seine Reaktion beschrieb der befragte Schüler wie folgt: „Ich habe versucht, mit ihm zu reden, dann kam es zu einer Schlägerei.“ (IP3)

Der 19-jährige Student (IP12) versucht zwar aus Selbstschutz, Erfahrungen mit Antisemitismus zu verdrängen, bleibt aber trotzdem nicht passiv. Deshalb meldet er antisemitische Vorfälle konsequent. Damit möchte er auch andere Betroffene dazu motivieren, Antisemitismus sichtbar zu machen – und verweist in diesem Zusammenhang auf die RIAS-Meldestellen:

„Mit RIAS hat man einen Ort, wo man noch ernst genommen wird, was bei der Polizei oft nicht unbedingt der Fall ist. Ich finde es unfassbar wichtig, zu melden, damit das, was passiert, nicht einfach verfliegt und man dann Antisemitismus in Deutschland für ausgestorben erklärt.“ (IP12)

Die genannten Beispiele verdeutlichen, dass aktives Handeln – sei es durch klare Gegenrede, pädagogisches Eingreifen, aktive Aufklärung, Engagement bei der Präventionsarbeit, das selbstbewusste Zeigen jüdischer Identität oder konsequentes Melden von antisemitischen Vorfällen – für viele Befragte eine wichtige Form des Empowerments darstellt. Trotz des Wissens um die begrenzte Wirksamkeit solcher Handlungsweisen sehen viele Interviewte darin ein probates Mittel, um angesichts der antisemitischen Bedrohung im Alltag die eigenen Ohnmachtsgefühle zu überwinden und Hoffnung sowie Stolz zu bewahren. Einige Befragte setzen dabei verstärkt auf verbale und körperliche Wehrhaftigkeit.

5.3 Abgrenzung und Beendigung belastender Beziehungen

„Nachdem das mit meinen Freundinnen passiert ist, habe ich sofort aufgehört, mit ihnen befreundet zu sein. [...] Das war eben ein Grund, weil ich mich nicht respektiert gefühlt habe. Ich habe mein Umfeld gewechselt.“ (IP1)

Die 18-jährige Gymnasiastin (IP1) brach den Kontakt zu ihren Freundinnen, nachdem diese in einem Gespräch von angeblich „geldgierigen“ und „geizigen“ „Juden“ gesprochen und damit altbekannte

antisemitische Stereotype reproduziert hatten, ab. Die 18-Jährige nahm sich dabei nicht als Opfer wahr, sondern als aktiv handelnde, sich selbst respektierende Akteurin:

„Wenn sie halt dumm sind, dann ist das deren Problem, nicht meins. Und ich werde mich mit dummen Leuten nicht einlassen, ganz einfach.“ (IP1)

Der 19-jährige Schüler (IP2) erzählte in demselben Gruppeninterview, dass er in solchen Fällen ähnlich pragmatisch reagiere:

„Entweder höre ich auf, mit dieser Person Kontakt zu halten oder – wenn es wirklich was Schlimmeres ist – hole ich eine dritte Person rein, um das zu klären.“ (IP2)



Mehrere Befragte berichteten, dass sie erst mit einigem zeitlichen Abstand und der nötigen emotionalen Distanz in der Lage waren, persönliche Erfahrungen mit Antisemitismus in ihrem nahen persönlichen Umfeld zu verarbeiten und belastende Beziehungen zu beenden.⁶² Die 21-jährige Studentin aus Mittelfranken (IP11) schilderte, dass sie lange Zeit nicht wusste, wie sie auf wiederholte antisemitische Witze und eine massiv verletzende Aussage eines engen Freundes reagieren sollte. Auch von ihrer damaligen besten Freundin erhielt sie keine Unterstützung. Die Situation überforderte sie so sehr, dass sie die gesamten Sommerferien darüber nachdachte. Schließlich entschied sie sich, den Freund zur Rede zu stellen und die Freundschaft zu beenden. Der Schritt fiel ihr umso schwerer, weil sie damit auch ihren engsten Freundeskreis verlor.

Der 19-jährige Abiturient (IP9) konnte sich zunächst auch nicht dazu durchringen, die enge Beziehung zu seinen Freund:innen zu beenden. Trotz eines antisemitischen Vorfalls im Vorfeld der Abi-Fahrt (siehe Kapitel 2.1, S. 26) entschied er sich, die Reise mit der Gruppe anzutreten, was er rückblickend bereit:

„Es gab Tausende Beleidigungen, auch antisemitische. Statt einfach zu sagen: ‚Ich habe keinen Bock auf dich‘, hieß es: ‚Ich mag dich nicht, weil du jüdisch bist.‘ [...] Dann kamen wieder Kommentare wie, dass ich kein Schweinefleisch esse und man deshalb meine Würstchen zuerst grillen muss. Ständig hieß es ‚wegen mir, wegen mir, wegen mir‘ [...]. Ich frage mich heute, was damals mit mir los war, warum ich mitgefahren bin [...]. Es hat eine Weile gedauert, bis ich verstanden habe, was da passiert ist. Heute habe ich keinen Kontakt mehr zu ihnen.“ (IP9)

Die letzten beiden Schilderungen (IP11 und IP9) zeigen eindrücklich, welcher emotionalen Belastung Betroffene ausgesetzt sind, wenn sie mit Antisemitismus aus ihrem engsten persönlichen Umfeld konfrontiert sind. Um sich aus den bestehenden sozialen Bindungen zu lösen, müssen sie oft erhebliche Verlustängste und ihren Wunsch nach Zugehörigkeit überwinden – wohl wissend, dass dies eine soziale Isolation nach sich ziehen

62 Siehe auch Marina Chernivsky/Friederike Lorenz/Johanna Schweitzer, *Antisemitismus im (Schul)Alltag. Erfahrungen und Umgangsweisen jüdischer Familien und junger Erwachsener*. Kompetenzzentrum Prävention und Empowerment der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V., Berlin 2020, https://www.vielfalt-mediathek.de/wp-content/uploads/2021/03/ZWST_Antisemitismus-im-Schul-Alltag_vielfalt-mediathek.pdf, S. 52.

kann. So erzählte beispielsweise die 21-jährige Studentin: „Dann stand ich da und hatte keine Freunde mehr“ (IP 11). Oft gelingt es Betroffenen erst mit einem tieferen Verständnis der Funktionsweisen von Antisemitismus – sowie mit der Einsicht, dass sie selbst für die Vorfälle nicht verantwortlich sind –, die schmerzhaften Erlebnisse zu bewältigen. Die folgende Aussage der 21-jährigen Studentin (IP 11) verdeutlicht zugleich, dass seelische Verletzungen aus der Kindheit und frühen Jugend sich langfristig auf das eigene Wohlbefinden auswirken können:

„Ich bin seitdem supersensibel, was das angeht. Ich kann zwar für mich selbst eintreten, darauf reagieren. Aber das bedrückt mich sehr, sehr stark. Ich habe Angst, dass sich das wiederholt.“ (IP 11)

5.4 Anpassungsstrategien

„Der Sitznachbar macht die ganze Zeit antisemitische Witze. Ich lache auch mit.“ (IP 3)

Ein 18-jähriger Schüler (IP 3) berichtete von seiner „wirklich sehr antisemitischen“ Klasse, in der „hier und da“ judenfeindliche Witze erzählt werden (IP 3). Er gab an, teilweise selbst auch über diese zu lachen und zu versuchen, sie „auf die leichte Schulter zu nehmen“ (IP 3). Dieses Verhalten lässt sich als sogenannte Anpassungsstrategie deuten, mit der jüdische Jugendliche versuchen, sich in ihren nichtjüdischen Peergroups Akzeptanz zu verschaffen und Konflikte zu vermeiden. Der Sozialwissenschaftler Konstantin Seidler beschreibt die Strategie des Mitlachens als eine Form der Assimilation, die dem nichtjüdischen Publikum Erleichterung verschaffe: „Denn wenn ein Jude über andere Juden lacht, wenn man in seiner Anwesenheit sogar antisemitische Witze reißen kann, bleibt er ein angenehmer Gesprächspartner.“⁶³ Diese Einschätzung verdeutlicht, in welchem mentalen „Belagerungszustand“ sich jüdische Jugendlicher im Alltag befänden, so Seidler.⁶⁴

Eine weitere Anpassungsstrategie beschrieb der 14-jährige Schüler (IP 7). Er spielte eine antisemitische Beleidigung herunter und tat sie als

63 Konstantin Seidler, zitiert nach Eva Gruberová/Helmut Zeller, *Diagnose: Judenhass. Die Wiederkehr einer deutschen Krankheit*, München 2021, S. 226.

64 Konstantin Seidler, zitiert nach ebenda, S. 225.

„Ausrutscher“ ab. Auf diese Weise versuchte er, die Situation zu entschärfen und die soziale Harmonie wiederherzustellen. Durch diese täterentlastende Rationalisierung verarbeitete er seine Enttäuschung darüber, dass ausgerechnet ein Mitschüler, den er lange kannte und dem er vertraute, ihn antisemitisch beleidigte, mit den Worten:

„Er ist einfach ausgerastet und hat es nicht wirklich so gemeint.“ (IP 7)

5.5 Familie, Gemeinde und jüdisches Umfeld als Stützen

„Wir haben eine großartige Gemeinde hier, ich beteilige mich an ihrem Leben, es ist meine Gemeinde. Man findet dort Halt, kann mit Menschen sprechen, mit dem Freundeskreis. [...] Ich glaube, dass meine Generation der Jüdinnen und Juden mehr denn je die Bedeutung dieses Zusammenhalts begreift.“ (IP 13)

„Wenn man darüber redet, dann hat man eine Chance, eigene Gefühle auszudrücken. [...] Es stärkt einen. Man wird nicht alleingelassen, weil es nicht nur einem selbst passiert ist.“ (IP 6)

Für die meisten Befragten ist die Selbstverortung als Teil der jüdischen Gemeinschaft eine zentrale Ressource, aus der sie ein Gefühl von Sicherheit und Zugehörigkeit schöpfen und die ihre Resilienz stärkt. Die zitierten Aussagen des 19-jährigen Berufsoberschülers (IP 3) und der 17-jährigen Gymnasiastin (IP 6) zeigen, wie sehr ihnen die jüdische Gemeinde bzw. jüdische Freund:innen dabei helfen, die Herausforderungen des Alltags zu meistern und Erfahrungen mit Antisemitismus und deren emotionale Auswirkungen zu verarbeiten.

Im selben Gruppeninterview wie IP 6 betonte auch der 18-jährige Gymnasiast (IP 4), wie wichtig Gespräche mit vertrauten Personen sind. Da sein „sehr guter Freund“ ebenfalls Gemeindemitglied sei und dieselbe Schule besuche, habe er „immer jemandem, mit dem man darüber reden kann, wenn was passiert“ (IP 4).

Auch die Mutter dreier Söhne aus Schwaben (IP 17) nannte die Gemeinde als eine wichtige Quelle für Empowerment:

„Die Gemeinde hilft insofern, dass sie ein sicherer Ort ist, mit vielen Gleichgesinnten. Das stärkt das Wohlbefinden und das Selbstbewusstsein.“ (IP17)

Sie berichtete, dass ihre Söhne regelmäßig an jüdischen Ferienlagern und Wochenendveranstaltungen von jüdischen Organisationen teilnehmen, um sich mit anderen Gleichaltrigen auszutauschen. Nach dem 7. Oktober bot etwa die Ronald S. Lauder Foundation⁶⁵ mehrfach Meetings mit Expert:innen für Antisemitismus an, um die Resilienz von jüdischen Kindern und Jugendlichen zu stärken. Die Söhne der interviewten Mutter nahmen ebenfalls daran teil und empfanden diese Meetings als gut und nützlich.

Neben der jüdischen Gemeinde, jüdischen Freund:innen und persönlichen Netzwerken betonen Befragte auch die Rolle der eigenen Familie. Die 21-jährige Studentin (IP11) erzählte, dass Gespräche mit ihrer Mutter ihr dabei halfen, eine einschneidende Erfahrung mit Antisemitismus zu verarbeiten. Auch die zitierte Mutter aus Schwaben (IP17) unterstrich die Schutzwirkung des familiären Zusammenhalts und der gemeinsamen Gespräche im Kreise der Familie: In ihrer Familie werde viel diskutiert. Seit dem 7. Oktober sei der Redebedarf allerdings so hoch, dass „wir manchmal an unsere Grenzen kommen“ (IP17), berichtete sie.

5.6 Resilienz durch Stärkung der jüdischen Identität

„Und ich wollte dann eine Kippa tragen.“ (IP 7)

In mehreren Interviews wird deutlich, dass eine persönliche Konfrontation mit Antisemitismus im Alltag (oder teilweise schon deren Antizipation) zu einer bewussteren Auseinandersetzung mit der eigenen jüdischen Identität führt und sie sogar stärken kann. Der 14-jährige Schüler aus Unterfranken (IP 7) entschied sich nach einer antisemitischen Beleidigung in der Schule, seine Kippa nicht mehr nur am Schabbat und beim Gebet

65 Die 1987 von Ronald S. Lauder gegründete, international tätige Stiftung finanziert in Deutschland Bildungseinrichtungen und organisiert Begegnungsprogramme, Bildungsangebote sowie kulturelle Initiativen für jüdische Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, um ihre jüdische Identität zu stärken. Seit 2007 ist Ronald S. Lauder Präsident des Jüdischen Weltkongresses.

zu tragen, sondern täglich – allerdings nur zu Hause und in geschützten Räumen, von denen es seit dem 7. Oktober jedoch zunehmend weniger gibt. In der Schule trägt er seine Kippa zwar auch, verbirgt sie aber unter einer Mütze oder einem Cap.

Das Verhalten des Schülers verdeutlicht das Spannungsfeld zwischen dem Bedürfnis nach einem selbstbewussteren Ausleben der eigenen jüdischen Identität – und damit auch sichtbarer als Jude bzw. Jüdin zu sein – einerseits und der Sorge vor antisemitischen Anfeindungen andererseits. Die Ambivalenz zwischen diesen beiden Polen zieht sich wie ein roter Faden durch viele Interviews. Im Alltag dominiert – seit dem 7. Oktober stärker denn je – die Vorsicht. Dieses Verhalten deckt sich mit Befunden anderer qualitativer Studien.⁶⁶ Mehrere Befragte machten im Interview deutlich, dass sie sich im Zweifelsfall für mehr Sicherheit entscheiden und dass sich ihre Risikoabwägung seit dem 7. Oktober verändert hat. Die erzwungene öffentliche Unsichtbarkeit erschwert es vielen Jüdinnen und Juden nicht nur, ein stabiles Gefühl der Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft zu entwickeln. Sie kann auch dazu führen, dass die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft die Bedürfnisse und Diskriminierungserfahrungen von Jüdinnen und Juden weniger stark wahrnimmt, was eine weitere Entsolidarisierung begünstigt.⁶⁷

Mehrere Interviewte betonten den Stolz auf ihr Jüdischsein. Eine 17-jährige Schülerin (IP6) brachte dies in einem Gruppeninterview mit sechs Gymnasiast:innen selbstbewusst zum Ausdruck:

„Also persönlich, ich bin sehr stolz darauf, Jüdin zu sein. Ich zweifle nicht daran, grüble auch nicht darüber nach, wieso ich so geboren bin, ich mache mir diese Gedanken nicht. Mir ist relativ egal, was andere Leute dazu sagen.“ (IP6)

66 Siehe Julia Bernstein/Alina Brehm, *Zwischen Verstecken und Flagge zeigen. Junges jüdisches Leben in München und Antisemitismuserfahrungen vor und nach dem 7. Oktober*. Gefördert von der Landeshauptstadt München, Fachstelle für Demokratie, München 2025, https://stadt.muenchen.de/dam/jcr:e73769c6-a69c-44f7-bfda-f23d39d305aa/Studie_Zwischen%20Verstecken%20und%20Flagge%20zeigen_final.pdf S. 50.

67 Ebenda.

Schiefheilungen – Der Podcast von
RIAS Bayern. Überall, wo es Podcasts gibt.



<https://open.spotify.com/show/3tuPTC3sRyGofryP5ucGTy> ▲



„Schiefheilungen“ widmet sich aktuellen Erscheinungsformen des Antisemitismus. Was passiert auf der Straße? Welche Herausforderungen bringt der Kampf gegen Antisemitismus mit sich? Was denken Betroffene? Und was ist Antisemitismus eigentlich? Darüber sprechen wir auch mit wechselnden Gästen.

6. Wünsche und Zukunftspläne

Es ist ein Problem,
wenn man nichts
sagt!

Man will wirklich so
wenig Zeit wie möglich
hier verbringen.

Ich hätte mir
gewünscht, dass die Schule
Verantwortung übernimmt.

Akzeptanz,
Offenheit,
einfach Frieden.

Wenn wir es nicht
schaffen das Ruder
rumzureißen, brennt hier,
wenn ich vierzig bin,
wieder die Hölle.

Ich denke, dass die
Bildung der beste
Schritt ist.

Ich hätte mir
gewünscht, dass damit
anders umgegangen
wird.

Ich finde das schlimm, wenn
die Geschichte vergessen und
Raum dafür gegeben wird, dass
sich das Ganze wiederholt.

Wenn wir Leute haben, die
40 Jahre alt und Antisemiten
und Rassisten sind, dann ist
der Zug halt auch mal
abgefahren.

Immer mehr jüdische
Menschen erheben ihre
Stimme, ich bin mir sicher,
diese Anfeindungen werden
nicht länger geduldet.

Die Erfahrungen der Befragten mit Antisemitismus beeinflussen nicht nur ihr gegenwärtiges Leben, sondern auch ihre Zukunftspläne und ihre Erwartungen an Lehrkräfte, Schulen und die Gesellschaft. Letztere reichen weit über Disziplinarmaßnahmen im Falle antisemitischen Verhaltens hinaus. Dazu gehören etwa präventive Bildungsmaßnahmen, wie gezielte Fortbildungen für Lehrkräfte zu aktuellen Formen von Antisemitismus und zum Umgang damit sowie die Gewährleistung institutionalisierter Unterstützung für Betroffene. Befragte aus allen vier Gruppen – Schüler:innen, Absolvent:innen, Eltern und Lehrkräfte – forderten in den Interviews ein konsequentes Eingreifen bei antisemitischen Vorfällen und mehr Unterstützung für Betroffene. Um ein sicheres Lernumfeld für alle zu gewährleisten, müssten Schulen einerseits präventiv tätig werden und andererseits bei Vorfällen stärker intervenieren.

Dieses Kapitel beleuchtet die Wünsche und Zukunftspläne der Interviewten. Viele sahen Bildung als das wirksamste Mittel gegen Antisemitismus an. Gleichzeitig wiesen einige auf Defizite hin, etwa in der Lehrkräfteausbildung oder bei der Auseinandersetzung mit Schoah, Nationalsozialismus und Judentum im Unterricht (6.1). Auch außerschulische Angebote wie Gedenkstättenbesuche stießen hierbei nach Ansicht von Befragten an ihre Grenzen (6.2). Vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen formulierten die Befragten konkrete Wünsche an die Gesellschaft (6.3).

Angeichts des seit dem 7. Oktober stark gestiegenen alltäglichen Antisemitismus sehen viele Interviewte ihre Zukunft in Deutschland nicht als gesichert an. Während einige von ihnen hoffnungsvoll in die Zukunft blickten, war für andere die Auswanderung eine reale Option (6.4).

6.1 Wünsche an die Schule und Lehrkräfte

„Dass es nicht weggewischt und vergessen wird, sondern, dass man gesagt hätte, wir haben nicht umsonst diese Plakette an der Schule,⁶⁸ dass wir als weltoffene Schule dastehen.“ (IP 2)

Diese Aussage des 19-jährigen Gymnasiasten (IP 2), der im Klassenzimmer an seinem Tisch ein Hakenkreuz vorfand, steht exemplarisch für den Wunsch vieler Befragter, dass Schulen antisemitische Vorfälle ernst nehmen und nicht einfach abtun sollten. Lehrkräfte tragen dabei nach Ansicht vieler Befragter eine besondere Verantwortung. Der 19-jährige Abiturient (IP 9) betonte die Notwendigkeit frühzeitiger Aufklärung. Er kritisierte, dass antisemitische Sprüche und Witze häufig als Ausdruck pubertären Verhaltens verharmlost werden. Auf diese Weise könnten sich entsprechende Denkmuster bei Schüler:innen verfestigen:

„Und dann sagen die Lehrer ‚Der ist erst 13 oder 14, lass den doch mal, er ist in der Pubertät.‘ Oder: ‚Mein Gott, mach jetzt kein großes Drama daraus.‘ Aber es ist ein Drama, wenn man nichts sagt!“ (IP 9)

Den Ansatz frühzeitiger Aufklärung vertrat auch eine Mutter aus Schwaben (IP 17). Sie empfahl, das Thema Judentum bereits im Kindergarten altersgerecht zu behandeln, damit sich ein grundlegendes Verständnis und eine frühzeitige Toleranz entwickeln können. Nach Ansicht der Studentin und des Abiturienten (IP 10 und IP 9) würden sich hierdurch auch jüdische Schüler:innen mehr angesprochen fühlen.

Viele Befragte drückten im Interview das Gefühl aus, dass Antisemitismus und die davon Betroffenen „ignoriert werden“. Wortwörtlich formulierten es so zwei Gymnasiasten (IP 2 und IP 3).

Einige Interviewte äußerten zudem konkrete Erwartungen an schulische Interventionen bei antisemitischen Vorfällen. Die Mutter einer

68 Gemeint ist eine Plakette, die diese als Mitglied von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* ausweist – eines Netzwerks, das Schüler:innen und Lehrkräften Möglichkeiten bietet, sich gegen „jede Form von Diskriminierung, Mobbing und Gewalt [zu] wenden“. Bayern ist mit 971 Schulen das Bundesland mit den meisten Schulen im Netzwerk. In Baden-Württemberg, dem Bundesland mit den zweitmeisten Schulen, sind es 445 Schulen. Siehe *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage, Courage-Schulen*, 9.10. 2025, <https://www.schule-ohne-rassismus.org/netzwerk/courage-schulen/> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

Gymnasiastin (IP15) wünschte sich, dass die Schule die antisemitischen Ausdrucksformen nicht nur klar benenne, sondern auch Verantwortung übernehme. Eine Mitschülerin hatte ihrer Tochter mehrfach den Hitlergruß gezeigt. Als dieselbe Mitschülerin sie später als „Drecksjüdin“ beleidigte, kontaktierte die Mutter sowohl die Schulleitung als auch die Meldestelle RIAS Bayern und die Beratungsstelle OFEK e. V., um sich über den Umgang mit dem Vorfall beraten zu lassen. Der Schulleiter räumte zwar ein, dass es sich beim Zeigen des Hitlergrußes um eine Straftat handelt, weitere Konsequenzen blieben jedoch aus. Die Mutter kommentierte:

„Ich hätte mir gewünscht, dass die Schule Verantwortung übernimmt, und zwar nicht, indem sie mit dem Finger auf das Mädchen zeigt, das das gesagt hat [...] Ich hätte mir auch gewünscht, dass damit anders umgegangen wird“ (IP15)

Die 15-jährige Schülerin (IP16) wünschte sich nach einer ähnlichen Situation eine sofortige Reaktion der Lehrkräfte und konsequente disziplinarische Maßnahmen, um antisemitische Aussagen und Verhaltensweisen langfristig zu unterbinden:

„Erst mal hätte ich mir eine schnellere Reaktion von den Lehrern gewünscht. Es hätte nicht so weit kommen sollen. Und für drei Tage den Jungen zu suspendieren, das ist eine viel zu milde Strafe. Es hieß, es wird ein Gespräch mit seinen Eltern geben, das hat aber trotzdem nicht viel geändert. Im nächsten Schuljahr war er zwar leise, aber es kam keine Entschuldigung von ihm, gar nichts.“ (IP16)

Hieraus lässt sich schließen, dass fehlende oder unzureichende Maßnahmen das Sicherheitsgefühl jüdischer Betroffener beeinträchtigen und ihr Vertrauen in die Institution Schule untergraben. Dass es die Aufgabe der Lehrkräfte sei, dieses Sicherheitsgefühl aufzubauen, das Vertrauen von jüdischen Schüler:innen zu stärken und bei antisemitischen Vorfällen einzugreifen, betonten die 21-jährige Studentin (IP11), der 19-jährige Student (IP12) sowie die 15-jährige Schülerin (IP16). Zu den Maßnahmen zählten aus ihrer Sicht Aufklärung über und gegen Antisemitismus sowie entsprechende Bildungsarbeit (siehe Kapitel 6.2).

Die Mutter dreier Söhne (IP17) sowie die 24-jährige Lehrerin (IP14) wiesen darauf hin, dass Lehrkräfte oft überfordert seien – sowohl mit den Inhalten als auch mit der emotionalen Dimension antisemitischer Vorfälle.

Daher bräuchte es in der Primär-, Mittel- und Oberstufe jeweils zuständige Personen, die nicht nur pädagogisch, sondern speziell im Bereich Antisemitismus geschult sein sollten (IP17).

Die Mutter des 14-Jährigen (IP8), die 21-jährige Studentin (IP11) und der 19-jährige Student (IP12) wünschten sich Anlaufstellen für Betroffene und deren Familien. Darüber hinaus forderte die Mutter (IP8) eine Verpflichtung der Schulen, antisemitische Vorfälle an sachkundige Stellen zu melden.

Die Mutter aus Schwaben (IP17) hob hervor, dass Lehrkräfte auch auf aktuelle internationale Entwicklungen, wie etwa den Nahostkonflikt, aktiv eingehen müssten, um Schüler:innen nicht unvorbereitet und verunsichert zu lassen, statt diese zu ignorieren. So sollten beispielsweise externe Expert:innen eingeladen werden, um Lehrkräfte zu entlasten. Letztendlich gehe es darum, ein Klima zu schaffen, in dem sich alle Schüler:innen wohl, sicher und willkommen fühlen. Dies sei Aufgabe der Lehrkräfte, betonte der 26-jährige Lehrer (IP19).

Damit Lehrer:innen ihrer Verantwortung gerecht werden können, sei eine entsprechende Ausbildung notwendig. Dazu gehört nach Ansicht des 19-jährigen Studenten aus Unterfranken (IP12) insbesondere eine intensive Auseinandersetzung mit der Vermittlung der Themen Antisemitismus, Schoah und Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht, aber auch in der Lehrkräfteausbildung:

„Ich denke, dass die Bildung der beste Schritt ist. Das gilt nicht nur für Schülerinnen und Schüler, sondern vor allem für Lehrkräfte. Lehramtsstudierende sollten sensibilisiert werden, um ein Verständnis für Antisemitismus zu bekommen, damit sie beispielsweise bei Diskriminierungen Antisemitismus nicht mit Rassismus in einen Topf werfen.“ (IP12)

Spezifische Bildung gegen Antisemitismus sei relevant für alle, die am Schulleben beteiligt sind, so der Student: „Antisemitismus ist ein Eigenphänomen und kann nicht einfach als eine Unterkategorie des Rassismus verstanden werden.“⁶⁹ (IP12)

69 Siehe zur Unterscheidung der beiden Phänomene Ingo Elbe, *Antisemitismus und postkoloniale Theorie*, Berlin 2024, S. 33–81.

Der Wunsch nach Aufklärung über Antisemitismus kam in den Interviews vielfach zur Sprache. Die 17-jährige Schülerin (IP6) stellte in dem Gruppeninterview fest, dass seit dem 7. Oktober mehr Aufklärung über Antisemitismus an Schulen stattfinde. Sie forderte jedoch, dass diese bereits in der Primärstufe beginnen solle. Der 18-jährige Schüler (IP4) sah dies im selben Gruppeninterview anders: Früher wäre Aufklärung wirksamer gewesen, mittlerweile herrsche jedoch Gleichgültigkeit gegenüber den Themen Schoah und Antisemitismus:

„Natürlich ist das schade. Ich selber finde das natürlich schlimm, wenn letztendlich dann die Geschichte vergessen wird und einfach der Raum dafür gegeben wird, dass sich das Ganze wiederholt.“ (IP4)

Das Scheitern der Bildungsarbeit, das der 19-jährige Student aus Unterfranken (IP12) schon zuvor thematisiert hatte (siehe Kapitel 3.5, S. 58), stellten auch andere Befragte fest und nannten mögliche Gründe dafür. Häufig seien Lehrkräfte nicht zur Aufklärung über Antisemitismus ausgebildet, und Schulungen oder Fortbildungen dazu seien nur selten verpflichtend. Die 24-jährige Lehrerin (IP14) kommentierte eine solche Fortbildung mit den Worten: „Dementsprechend sind nur Leute gekommen, die sich wirklich dafür interessiert haben.“ (IP14) Sie kritisierte, dass es möglich sei, ein Lehramtsstudium zu absolvieren, ohne jemals etwas über die Schoah oder den Zweiten Weltkrieg zu lernen. Diese Erfahrung machte während seines Studiums auch der 26-jährige Lehrer:

„Es gibt dazu keine Pflichtfächer. Wenn man keine Lust auf das Thema Nationalsozialismus oder Antisemitismus hat, muss man sich damit nicht beschäftigen. Es wird auch kaum etwas angeboten.“ (IP19)

Die ehrenamtlich engagierte Mutter dreier Söhne (IP17) schilderte eine Erfahrung als Vortragende bei einer freiwilligen Lehrkräftefortbildung für angehende Fachlehrerinnen:

„In dieser Weiterbildung ging es fast nur um die Schoah, weil die Teilnehmerinnen gesagt haben, dass sie das Thema überhaupt nicht im Unterricht hatten. Sie haben auch um eine Folgebegegnung gebeten, weil diese 90 Minuten ihr Entsetzen von dem, was sie neu erfahren haben, gar nicht auffangen konnten. Sie wussten nichts, waren sehr interessiert und entsetzt. Eine junge Frau meinte, dass sie das nicht verstehen könne, wie Menschen zu so etwas fähig sein können, sie

komme aus einem Dorf mit 120 Einwohnern, sie würden sich dort alle lieb haben. Da läuteten bei mir schon die Alarmglocken. Sie wisse zwar, was der Zweite Weltkrieg war, das hat sie schon mal gehört. Aber was wirklich abgelaufen war, die systematischen Tötungen zum Beispiel, das war ihr nicht bewusst.“ (IP17)

Die genannten Beispiele unterstreichen, dass präventive und begleitende Bildungsformate zentral sind, um Lehrkräften ein adäquates Handeln zu ermöglichen. Die Behandlung der Schoah im Geschichtsunterricht ist dabei von besonderer Bedeutung. Diese hängt jedoch stark von der Haltung und der Vorbereitung der jeweiligen Lehrkraft ab.

Vor diesem Hintergrund beschrieb die 24-jährige Lehrerin (IP14) ihre Erfahrungen im Geschichtsunterricht während ihrer Schulzeit. Sie kritisierte, dass der Fokus häufig auf den Täter:innen liege, während die Perspektive der Opfer, insbesondere der jüdischen, oft vernachlässigt werde. Anstelle einer (auszugsweisen) Lektüre des Tagebuchs von Anne Frank würden etwa Reden von Goebbels und Hitler angehört. Wenn über die Verbrechen der Nazis gesprochen werde, dann häufig in einer Weise, welche die Hintergründe der systematischen Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden nicht beleuchte. Dies habe einen Einfluss darauf, wie Schüler:innen das Thema wahrnehmen:

„Ich hatte das Gefühl, es ging sehr wenig um Juden. Es ging sehr viel um Strategie, es ging um Kampfjets, es ging um Propaganda, es ging um Rhetorik und Manipulation von einer Gesellschaft. Es ging um Frauen, die Orden dafür bekommen haben, wie viele Kinder sie zur Welt gebracht haben, also alles so deutschlandzentriert, aber nicht wirklich eine Opferperspektive.“ (IP14)

Auch der 19-jährige Student (IP12) meinte, dass im Geschichtsunterricht zwar viel über Hitler, den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg gesprochen werde, dass aber Antisemitismus kaum oder nur oberflächlich vorkomme. Die alleinige Auseinandersetzung mit individuellen Schicksalen reiche dafür nicht aus, auch wenn sie bei Schüler:innen Empathie fördern solle, was als Ansatz wichtig sei. Diese Herangehensweise berge jedoch die Gefahr, dass Antisemitismus als ideologische Grundlage des nationalsozialistischen Massenmords an Jüdinnen und Juden ausgeblendet werde. Die Folge könne eine Entpolitisierung der Schoah sein, der Antisemitismus der Nationalsozialist:innen bliebe häufig unverstanden.

Die Schüler:innen begriffen daher nicht, warum jüdische Menschen gehasst, verfolgt und ermordet wurden:

„Die Auseinandersetzung bleibt auf einer derart oberflächlichen Ebene, dass es fast schon wehtut.“ (IP12)

Ein weiteres Thema, das zahlreiche Befragte in den Interviews ansprachen, ist die fehlende Aufklärung an Schulen über gegenwärtiges jüdisches Leben in Deutschland. So kommentierte die 21-jährige Studentin (IP11) etwa: „Über Juden von heute gibt es keine Schulbücher“⁷⁰. Jüdisches Leben in Deutschland und auch in Bayern werde auf die Schoah reduziert und damit historisiert. Gegenwärtiges jüdisches Leben in Bayern finde kaum Beachtung und bliebe unsichtbar. Auch der 26-jährige Lehrer (IP19) sah diese Gefahr:

„Juden werden immer gleich dargestellt, und das ist das, was mich am meisten aufregt. Das hat nichts mit der Realität zu tun. [...] Juden in Bildern zu zeigen, wie man sie etwa aus polnischen Ghettos kennt, befeuert Antisemitismus in Deutschland. Wir werden exotisiert. Das trägt dazu bei, dass viele Nichtjuden dann sagen, dass sie keine Juden kennen, weil sie nur Bilder von Juden mit Pejes⁷¹, Kippot und schwarzen Anzügen kennen.“ (IP19)

Dieses Zitat unterstreicht, wie Historisierung und Exotisierung dazu führen, dass die Lebensrealitäten von Jüdinnen und Juden verzerrt dargestellt werden: Anstatt tatsächliche, unterschiedliche Lebensweisen kennenzulernen, wird von der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft eine fremde

70 Die Studie *Jüdische Geschichte im Schulbuch* hat als einen zentralen Befund, dass jüdische Geschichte in deutschen Schulbüchern meist als eine Opfergeschichte dargestellt wird. Siehe Martin Liepach/Dirk Sadowski (Hrsg.), *Jüdische Geschichte im Schulbuch. Eine Bestandsaufnahme anhand aktueller Lehrwerke*. Göttingen 2014, S. 10. <https://repositorium.gei.de/server/api/core/bitstreams/da999126-a6f7-4cb8-b6d6-030874bdd4ac/content>. Einige Institutionen, die sich mit aktuellem jüdischen Leben in Bayern befassen und entsprechende Projekte dazu entwickelt haben: Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus, Jüdisches.Bayern, Jüdisches Leben stärken, ohne Datum, <https://juedisches.bayern.de/juedisches-leben-staerken/>; Europäische Janusz Korczak Akademie, Schule der Achtung, ohne Datum, <https://www.ejka.org/bildungsangebote/schulische-einrichtungen/>; Europäische Janusz Korczak Akademie, youthbrigde, ohne Datum, <https://www.youthbridge.eu/>; Max Mannheimer Haus, Projekt „Digitale Storytellings zur Antisemitismusprävention“, ohne Datum, <https://mmsz-gegen-antisemitismus.de/projekt-digitale-storytellings-zur-antisemitismuspraevention/>, (alle letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

71 Als Peyot werden die Schläfenlocken bezeichnet, die von Männern in bestimmten Strömungen des orthodoxen Judentums aus religiösen Gründen getragen werden.

Kultur⁷² mit scheinbar seltsamen Glaubensgrundsätzen und Ritualen imaginiert. Für ein nachhaltiges Verständnis jüdischen Lebens oder gar eine tiefergehende Auseinandersetzung damit reicht das nicht aus.

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Viele Befragte wünschen sich, dass Schulen mehr Verantwortung übernehmen, ihrer Pflicht gegenüber allen Schüler:innen nachkommen und die Betroffenen bei antisemitischen Vorfällen nicht im Stich lassen. Mehrere Befragte machten deutlich, dass Schule sowohl präventiv arbeiten, als auch aktiv intervenieren solle, um ein sicheres Lernumfeld zu gewährleisten.

6.2 Außerschulische Bildungsarbeit

Auch im Bereich der außerschulischen Bildung sahen viele Befragte Möglichkeiten zur Antisemitismusbekämpfung. Projekte wie *Meet a Jew* können helfen, Wissenslücken zu schließen und eine positive Auseinandersetzung mit dem Judentum zu ermöglichen (siehe Kapitel 2.3, S. 33, und Kapitel 4.1, S. 62). Der 19-jährige Student (IP12) wies jedoch darauf hin, dass derartige Begegnungsformate oberflächlich bleiben können:

„Das kann nur eine erste Impfung sein, das hilft vielleicht auf der ersten Ebene. Aber das Phänomen Antisemitismus lässt sich so nicht tiefgreifend verstehen.“ (IP12)

Für deutlich wirksamer hielt der Student deutsch-israelische Austauschprogramme zur Sensibilisierung von Schüler:innen und Lehrkräften.⁷³

Vertreter:innen aus Politik und Gesellschaft sehen oftmals in Gedenkstättenbesuchen eine Möglichkeit, Antisemitismus entgegenzuwirken.

72 Ein Beispiel für eine solche Exotisierung ist das Titelblatt des Heftes *Spiegel Geschichte* zu „Jüdischem Leben in Deutschland“, an dem sich Kritik festmachte. Siehe *Spiegel Geschichte*, Heft 4/2019, „Jüdisches Leben in Deutschland. Die unbekannte Welt nebenan“, <https://www.spiegel.de/spiegel/spiegelgeschichte/index-2019-4.html> (letzter Zugriff am 4.12.2025); Zur Kritik siehe *Jüdische Allgemeine*, „Erneute Antisemitismus-Vorwürfe gegen ‚Spiegel‘“, in: *Jüdische Allgemeine*, 2.08.2019, <https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/erneute-antisemitismus-vorwurfe-gegen-spiegel/> (letzter Zugriff am 4.12.2025).

73 Zu dem Schluss, dass solche Austauschprogramme hilfreich sein können, um Vorurteile und Stereotype abzubauen, kommt auch Elizaveta Firsova-Eckert. Siehe Elizaveta Firsova-Eckert, „(Prä-)Konzepte von Jugendlichen zum Nahostkonflikt. Zur Wirkung des deutsch-israelischen Jugendaustauschs“, in: *GWP-Gesellschaft. Wirtschaft. Politik*, Jahrgang 72, Heft 4, 2023, S. 451–463, <https://doi.org/10.3224/gwp.v72i4.07>.

Die Lehrerin aus Mittelfranken (IP14) meinte jedoch, dass solche Besuche nur effektiv seien, wenn sie sorgfältig vor- und nachbereitet würden. Aus Sicht des 26-jährigen Lehrers (IP19) komme es bei Gedenkstättenbesuchen zudem auf die Haltung der begleitenden Lehrkräfte sowie auf die Fachkompetenz der Guides an:

„Dass es die Gedenkstätten gibt, ist gut. Sie sind als historische Orte wichtig, denn wenn es sie nicht gäbe, würden wir, so denke ich, vieles verlieren. Meiner Meinung nach ist es auch wichtig, einen solchen Ort einmal gesehen zu haben, Schulbücher können diese emotionale Komponente nicht vermitteln. Gedenkstätten sind aber kein Schlüssel zur Gesellschaftsveränderung. Ein Besuch in Dachau oder in Treblinka ist auch keine Lösung für das Problem Antisemitismus in Schulen. Es ist kein Ausflug, hinter dem ich als Lehrkraft ein Häkchen setzen kann, und die Vor- und Nachbereitung funktioniert oft auch nicht. Ich kenne Fälle, wenn Schülerinnen und Schüler mit der Musikbox in Dachau ankamen und sie dann während des Rundgangs abgespielt haben. Ich kenne auch Lehrkräfte, die sich vor Gedenkstätten auf Bänke hingesetzt und gesagt haben: ‚Geht ihr mal, es ist ja für euch.‘ Dazu kommt, dass auch Guides, die in Dachau oder in anderen Gedenkstätten arbeiten, nicht automatisch frei von Antisemitismus sind. Nur, weil man weiß, wie Dachau funktioniert hat, heißt es nicht, dass man ein Profi im Thema Antisemitismus ist. Und dann reicht eine falsche Aussage, und schon ist es vorbei. Die Wirkung ist dann verheerend, an solchen Orten ist es sogar am gefährlichsten. Das ist ähnlich wie bei Lehrkräften im Schulraum.“ (IP19)

Der Lehrer hob hervor, dass eine Auseinandersetzung mit Antisemitismus und der Schoah nicht nur Aufgabe der Lehrkräfte sein könne. Wichtig sei der Blick auf das große Ganze: Schulen, Lehrkräfte und externen Pädagog:innen müssten gemeinsam eine demokratische Gesellschaft stärken. Eine oberflächliche Beschäftigung mit einzelnen Themen sei dazu nicht ausreichend.

6.3 Wünsche an die Gesellschaft

„Ich wünsche mir, dass es nicht existiert [...] ist aber unrealistisch“ (IP 7)

Dieser Wunsch, den der jüngste Befragte, der 14-jähriger Schüler aus Unterfranken (IP 7), zum Thema Antisemitismus äußerte, zeigt, welche Bedeutung dieses Thema für die Befragten hat. Als besonders bedeutend zeigte sich in den Interviews, dass die Betroffenen nicht allein gelassen werden, ihnen Verständnis entgegengebracht und Hilfe angeboten wird, wie es etwa die 21-jährige Studentin (IP 11) und die 15-jährige Schülerin (IP 16) formulierten. Ihnen zufolge sollten nicht nur Schulen, Schüler:innen und Lehrkräfte für die Gefahren von Antisemitismus sensibilisiert werden, sondern auch die breite Bevölkerung. Hierfür müssten Zeug:innen von antisemitischen Vorfällen in der konkreten Situation couragiert reagieren können, unabhängig davon, wo Antisemitismus auftrete, so die Studentin. Darüber hinaus dürfe man Jüdinnen und Juden nicht nur als Opfer der Nationalsozialisten in den Geschichtsbüchern betrachten und das Judentum damit auf die Schoah reduzieren:

„Dass die Leute einfach offener sind gegenüber Juden. Dass sie nicht sofort Vorurteile haben und Hass verspüren, nur weil wir jüdisch sind. Wir sind wie alle anderen Menschen.“ (IP 11)

Zudem wünschten sich viele Befragte, nicht als Fremde, sondern als ein selbstverständlicher Teil der deutschen Gesellschaft angesehen zu werden. Die Gesellschaft solle integrativer werden, beispielsweise sollten jüdische Feiertage in der Bevölkerung mehr Beachtung finden (IP 17). Dadurch werde das Judentum sichtbarer und weniger abstrakt wahrgenommen.

Der 19-jährige Berufsoberschüler (IP 13) unterstrich, dass es die Aufgabe eines jeden und einer jeden sei, sich mit der Geschichte des Nationalsozialismus, aber auch mit Judentum und Antisemitismus auseinanderzusetzen. Verantwortung trügen alle. Eine aufrichtige gesellschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Themen würde das Gefühl von Einsamkeit bei den Befragten mindern.

Der 26-jährige Lehrer warnte, dass es irgendwann zu spät sein könne:

„Meine These ist, wenn wir Leute haben, die 40 Jahre alt sind und Antisemiten und Rassisten sind, dann ist der Zug halt auch mal abgefahren.“ (IP 19)

6.4 Zukunftspläne

Einige Interviewte äußerten den Gedanken, Deutschland verlassen zu wollen. Insgesamt zeigt sich, dass der Zwiespalt zwischen „Bleiben oder Gehen“ viele Befragte beschäftigt. Im Gruppeninterview mit sechs Schüler:innen im Alter von 17 bis 19 Jahren wurde deutlich, dass eine Auswanderung seit dem 7. Oktober für die Befragten zu einer realistischen Option geworden ist. Für einzelne Teilnehmende war Auswandern bereits zuvor denkbar, insbesondere vor dem Hintergrund des zunehmenden Erfolgs der AfD. Der 18-jährige Schüler (IP 3) meinte:

„Man sieht den Antisemitismus jetzt viel mehr in Deutschland. Man will wirklich so wenig Zeit wie möglich hier verbringen.“ (IP 3)

Die Wahrnehmung gesellschaftlicher Unsicherheiten sowie persönliche Erfahrungen mit Antisemitismus beeinflussen die Zukunftsplanungen der Befragten, etwa bei Entscheidungen über Studium, Beruf oder den zukünftigen Wohnort. In dem Gruppeninterview nannten die Befragten konkrete Alternativen zu einem Leben in Deutschland. Manche zogen in Betracht, im Ausland zu studieren oder zu arbeiten, insbesondere für den Fall, dass sich die rechtsextreme Stimmung in Deutschland verschärfen sollte. Für den 18-jährigen Schüler (IP 5) wäre ein Wahlerfolg der AfD eine rote Linie:

„Man sieht ja, dass die AfD ja immer stärker wird, seit der letzten Sonntagsumfrage haben wir gesehen, dass jetzt die AfD die stärkste Partei ist. Wer weiß, wie die nächsten Bundestagswahlen ausgehen und wie es dann für uns weitergeht.“ (IP 5)

Dieser Aussage stimmten zwei gleichaltrige Mitschüler:innen (IP 4 und IP 6) zu. Einer von ihnen (IP 4) überlegt, ein Studienfach zu wählen, das ihm später ermöglichen würde, im Ausland zu arbeiten:

„Ich möchte schon seit langem Rechtswissenschaften studieren, meine Mutter sagt das auch. Aber auch ich habe mir Gedanken gemacht, auf International Law umzudisponieren, um mir die Türe offen zu halten und vielleicht in einem anderen Land arbeiten zu können, falls es hier für mich nicht sicher sein sollte.“ (IP 4)

Ein Gefühl der Unsicherheit mündet hier in den Wunsch nach Flexibilität. Der Schüler antizipiert, dass er später eine Entscheidung treffen muss:

„Man muss schauen, wie sich das hier entwickelt. Aber wenn dieser Rechtsextremismus mich in meinem tagtäglichen Leben irgendwie einschränken würde, dann wäre für mich die rote Linie schon so auf jeden Fall überschritten.“ (IP 4)

Der 19-jährige Schüler (IP 2) vertrat in dem Gruppeninterview eine andere Haltung: Er möchte lieber in Bayern bleiben:

„Ich würde auch sagen, zu diesem Zeitpunkt lässt sich nur abwarten und hoffen, dass die Situation sich wendet. Was im schlimmsten Fall passieren könnte, will man sich nicht vorstellen. Ich würde gerne hierbleiben, und ich hoffe, dass sich die Situation früher oder später wendet.“ (IP 2)

Die Mutter des 14-Jährigen aus Unterfranken (IP 8), berichtete, dass sie seit dem 7. Oktober erwäge, mit ihrem Sohn nach Kanada oder in die Schweiz auszuwandern.

Auch persönliches Engagement und die Hoffnung auf Veränderung spielen bei der Zukunftsplanung eine wichtige Rolle. Die Mutter aus Schwaben (IP 17) möchte Lehrkräfte und Schüler:innen stärker sensibilisieren und so das gesellschaftliche Klima beeinflussen. Die Lehramtsstudentin (IP 10) betonte, dass jüdische Gemeinschaften durch Antisemitismus auch gestärkt würden:

„Ich bin sehr zuversichtlich, dass diese Anfeindungen nicht mehr länger so geduldet werden, weil immer mehr jüdische Menschen ihre Stimme dagegen erheben.“ (IP 10)

Die Studentin und ihr Freund (IP 10, IP 9) sehen langfristig die Möglichkeit, dass sich die Situation verbessert, auch wenn sie ein Leben ohne Sicherheitsmaßnahmen vor Synagogen aktuell als unrealistisch einschätzen.

Für vielen Befragte bleibt ihre Zukunft in Deutschland ungewiss. Der 26-jährige Lehrer (IP19) fasste die Zukunftssorgen der Befragten und die wahrgenommenen gesellschaftlichen Risiken in eindringlichen Worten zusammen:

„Wenn wir das Ruder nicht rumreißen, weiß ich nicht, was wir hier in fünfzehn Jahren wieder haben werden. Schauen wir uns doch die Wahlergebnisse der AfD an. Schauen wir uns an, was auf Demonstrationen geschrien wird, schauen wir uns die Sticker und Plakate an, schauen wir uns das Internet an. Wenn wir es nicht schaffen, brennt hier, wenn ich vierzig bin, wieder die Hölle. [...] Unsere Generation, das würde jeder von uns Jüdinnen und Juden sagen, die im politischen Aktivismus tätig sind, lebt in einer brennenden Zeit. Und ob wir das Feuer löschen oder nicht, liegt am Ende des Tages an uns, weil die Mehrheitsgesellschaft dagegen einfach nichts tut.“ (IP19)

7. Antisemitische Vorfälle im Schulkontext in Zahlen

Die meisten antisemitische Vorkommnisse, die von den Interviewten in den vorherigen Kapiteln beschrieben wurden, stehen auch exemplarisch für Vorfälle, die RIAS Bayern in diesem Bereich bekannt geworden sind. Im Folgenden findet eine quantitative Auswertung der von RIAS Bayern dokumentierten Vorfälle im Schulkontext statt.

Seit Aufnahme ihrer Arbeit zum Jahresbeginn 2019 bis zum 31. Juli 2025⁷⁴ registrierte RIAS Bayern im Freistaat 114 antisemitische Vorfälle im schulischen Kontext (Grundschulen sowie weiterführenden Schulen, Sekundarstufe I und II). Das umfasst Vorfälle, bei denen Schüler:innen oder Lehrkräfte in ihrem schulischen Alltag mit Antisemitismus konfrontiert wurden oder dies bei anderen beobachteten sowie antisemitische Sachbeschädigungen auf Schulgeländen.

Auch an bayerischen Schulen ist von einem großen Dunkelfeld auszugehen. Dafür sprechen auch die in den vorherigen Kapiteln vorgestellten Aussagen der Befragten. Von den 114 Vorfällen wertete RIAS Bayern drei als Angriffe, einen als gezielte Sachbeschädigung, drei als Bedrohungen, sechs als Massenzuschriften und 101 als Fälle verletzenden Verhaltens.

Wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen stieg die Zahl antisemitischer Vorfälle auch im schulischen Bereich in Bayern nach dem 7. Oktober 2023 stark an. 59 der 114 Vorfälle erfasste RIAS Bayern nach diesem Tag. Rein rechnerisch gab es somit vor dem Massaker im Süden Israels knapp einen bekanntgewordenen Vorfall (0,96) pro Monat, nach dem 7. Oktober wuchs dieser Wert auf 2,7 an. Ebenso stieg in diesem Zeitraum auch die Intensität der Vorfälle: Zwei der drei Angriffe, die gezielte Sachbeschädigung und alle drei Bedrohungen ereigneten nach dem 7. Oktober.

69 der dokumentierten 114 Vorfälle ereigneten sich in Oberbayern, 18 in Mittelfranken, zehn in Niederbayern, jeweils fünf in Schwaben und Unterfranken, vier in Oberfranken und zwei in der Oberpfalz. Ein Vorfall, den eine Opferberatungsstelle an RIAS Bayern übermittelt hatte, konnte wegen fehlender Ortsangabe keinem Regierungsbezirk zugeordnet werden.

74 Bis zu diesem Stichtag konnten Vorfälle bei der Auswertung berücksichtigt werden.

Allein in München wurden 59 Vorfälle dokumentiert. Da RIAS Bayern ihren Sitz in München hat, ist die Einrichtung hier am bekanntesten und die Vernetzung mit lokalen Akteur:innen weiter vorangeschritten als in anderen bayerischen Städten und Regionen. Das führt zu mehr Meldungen. Zugleich ist München die größte Stadt Bayerns und fast die Hälfte der bayerischen Bevölkerung lebt in der Metropolregion München.

Fast 60 Prozent der antisemitischen Vorfälle ereigneten sich von Angesicht zu Angesicht. Bei gut 18 Prozent der Vorfälle handelt es sich um Graffiti oder Schriftzüge.

Bayreuth, 21. Juli 2023

An vier Schulen wurden in den Toiletten rechtsradikale und antisemitische Schriftzüge sowie NS-Symboliken entdeckt. Einem Zeitungsbericht zufolge lautete einer der Schriftzüge „Juden raus“. Eine ebenfalls angebrachte Karikatur bediente zudem das antisemitische Motiv, das Juden mit Macht und Geld in Verbindung bringt.

Kategorisierung: verletzendes Verhalten – antisemitisches Othering, moderner Antisemitismus, Post-Schoah-Antisemitismus

RIAS Bayern unterscheidet fünf verschiedene Erscheinungsformen des Antisemitismus. Dabei kann ein antisemitischer Vorfall auch mehreren Erscheinungsformen zugeordnet werden. Der Vorfall aus Bayreuth beinhaltet beispielsweise Elemente des antisemitischen Othering („Juden raus“), des modernen Antisemitismus (Juden als Repräsentanten von Macht und Geld) und des Post-Schoah-Antisemitismus (NS-Symbole in Kombination mit judenfeindlichen Aussagen). Von den 114 im untersuchten Zeitraum bekannt gewordenen antisemitischen Vorfällen im Schulkontext wurden 49 Vorfälle dem antisemitischen Othering zugeordnet, 48 dem Post-Schoah-Antisemitismus, 34 dem israelbezogenen Antisemitismus (über 80 Prozent davon nach dem 7. Oktober 2023), 15 dem modernen Antisemitismus und neun dem antijudaistischen Antisemitismus.

Anzahl der antisemitischen Vorfälle im Schulkontext 2019 – 2025* nach Regierungsbezirken



* bis zum Stichtag, 31.7.2025.

Begrifflicher Rahmen, Kategorien und Datengrundlage⁷⁵

RIAS Bayern verifiziert antisemitische Vorfälle im Austausch mit den Meldenden und erfasst sie danach systematisch. Dieses Verfahren ermöglicht es, Aussagen über die Formen, das Vorkommen und die Entwicklung antisemitischer Vorfälle in Bayern zu treffen. Im Folgenden werden zum besseren Verständnis die Definitionen und Kriterien vorgestellt, auf denen die vorgestellten Analysen beruhen. RIAS Bayern dokumentiert dabei neben antisemitischen Straftaten auch antisemitische Vorfälle, die keinen Straftatbestand erfüllen. Die Bedeutung der von RIAS Bayern verwendeten Begriffe und Kategorien ist nicht notwendigerweise deckungsgleich mit der Bedeutung der Begriffe und Kategorien, die etwa bei Sicherheitsbehörden Anwendung finden.

Als inhaltlicher Referenzrahmen zur Bewertung antisemitischer Vorfälle dient die auch von der Bundesregierung empfohlene Arbeitsdefinition Antisemitismus der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA). Diese wurde in einer von RIAS Berlin und anderen zivilgesellschaftlichen Initiativen aus Berlin dem deutschsprachigen Kontext geringfügig angepassten Fassung von RIAS Bayern übernommen:

Der Antisemitismus beschreibt gesellschaftlich tradierte Wahrnehmungen eines fremd konstruierten jüdischen Kollektivs. Die Wirkmächtigkeit dieser Fiktionen zeigt sich in der Verbreitung antisemitischer Einstellungen, öffentlicher Debatten und kann sich als Hass gegenüber Jüdinnen und Juden ausdrücken. Der Antisemitismus richtet sich in Wort oder Tat gegen jüdische oder nichtjüdische Einzelpersonen und/oder deren Eigentum, sowie gegen jüdische Gemeindeinstitutionen oder religiöse Einrichtungen.

Darüber hinaus kann auch der Staat Israel, der dabei als jüdisches Kollektiv verstanden wird, Ziel solcher Angriffe sein. Allerdings kann Kritik an Israel, die mit der an anderen Ländern vergleichbar ist, nicht als antisemitisch betrachtet werden. Oft enthalten antisemitische Äußerungen die Anschuldigung, die Jüdinnen und Juden betrieben eine gegen die

⁷⁵ Siehe auch Bundesverband RIAS e. V., *Arbeitsweisen des Bundesverbands RIAS e. V., Vorfallskategorien*, ohne Datum, <https://report-antisemitism.de/arbeitsweisen/> (letzter Zugriff am 4. 12. 2025).

Menschheit gerichtete Verschwörung und seien dafür verantwortlich, dass „die Dinge nicht richtig laufen“. Der Antisemitismus manifestiert sich in Wort, Schrift und Bild sowie in anderen Handlungsformen, er benutzt negative Stereotype und unterstellt negative Charakterzüge.

Außerdem orientiert sich RIAS Bayern an der 2013 von der IHRA verabschiedeten „Arbeitsdefinition zur Leugnung und Verfälschung/Verharmlosung des Holocaust“⁷⁶.

Aktuelle Beispiele von Antisemitismus im öffentlichen Leben, in den Medien, Schulen, am Arbeitsplatz und in der religiösen Sphäre können unter Berücksichtigung des Gesamtkontexts folgendes Verhalten einschließen, ohne darauf beschränkt zu sein:

- Der Aufruf zur Tötung oder Schädigung von Jüdinnen und Juden im Namen einer radikalen Ideologie oder einer extremen Religionsauslegung. Die Darstellung jüdischer Religionsausübung als Ausdruck einer archaischen Kultur.
- Fremdkonstruktion eines jüdischen Kollektivs mit spezifischen körperlichen und charakterlichen Eigenschaften.
- Falsche, dämonisierende oder stereotype Anschuldigungen gegen Jüdinnen und Juden oder die geheime jüdische Macht – insbesondere die Mythen über eine jüdische Weltverschwörung oder über die jüdische Kontrolle der Medien, Wirtschaft, Regierung oder anderer gesellschaftlicher Institutionen.
- Das Verantwortlichmachen der Jüdinnen und Juden als Volk für das (tatsächliche oder unterstellte) Fehlverhalten einzelner Jüdinnen und Juden, einzelner jüdischer Gruppen oder von Nichtjüdinnen und Nichtjuden.
- Das Bestreiten der historischen Tatsache, des Ausmaßes, der Mechanismen (z. B. der Gaskammern) sowie der Vorsätzlichkeit des Völkermordes an den Jüdinnen und Juden durch das nationalsozialistische Deutschland

76 International Holocaust Remembrance Alliance, *Arbeitsdefinition zur Leugnung und Verfälschung/Verharmlosung des Holocaust*, ohne Datum, <https://holocaustremembrance.com/resources/arbeitsdefinition-leugnung-verfalschung-des-holocaust> (letzter Zugriff am 4.12.2025).

und seine Unterstützer:innen und Kompliz:innen während des Zweiten Weltkrieges.

- Die Behauptung, Jüdinnen und Juden seien für die Schoah selbst verantwortlich.
- Der Vorwurf gegenüber dem jüdischen Volk oder dem Staat Israel, die Schoah übertrieben darzustellen oder erfunden zu haben.
- Schuldabwehr drückt sich in der Empörung über und die Zurückweisung von Positionen und Denkzeichen, die an die nationalsozialistischen Verbrechen an den Jüdinnen und Juden erinnern, aus. Sie treten häufig gemeinsam mit Verhöhnungen der Opfer auf.
- Der Vorwurf gegenüber Jüdinnen und Juden, sie fühlten sich dem Staat Israel oder angeblich bestehenden weltweiten jüdischen Interessen stärker verpflichtet als den Interessen ihrer jeweiligen Heimatländer.
- Das Abstreiten des Rechts des jüdischen Volkes auf Selbstbestimmung, z. B. durch die Behauptung, die Existenz des Staates Israel sei ein rassistisches / koloniales Unterfangen.
- Die Anwendung doppelter Standards, indem man von Israel ein Verhalten fordert, das von keinem anderen demokratischen Staat erwartet und verlangt wird.
- Das Verwenden von Symbolen und Bildern, die mit traditionellem Antisemitismus in Verbindung stehen (z. B. der Vorwurf des Christismordes oder die Ritualmordlegende), um Israel oder die Israelis zu beschreiben.
- Vergleiche der aktuellen israelischen Politik mit der Politik der Nationalsozialisten.
- Das Bestreben, alle Jüdinnen und Juden kollektiv für Handlungen des Staates Israel verantwortlich zu machen.

RIAS Bayern erfasst antisemitische Vorfälle in verschiedenen Kategorien. Bei der Weiterentwicklung und Anwendung dieser Kategorien sowie beim Austausch über Auswertungsmethoden steht RIAS Bayern im regelmäßigen Austausch mit dem Bundesverband RIAS e.V. Die im Folgenden beschriebenen, von RIAS Bayern genutzten Kategorien zur systematischen Erfassung antisemitischer Vorfälle wurden ursprünglich vom Community Security Trust (CST) in Großbritannien entwickelt und von RIAS Berlin dem deutschen Kontext angepasst.

Art des Vorfalls

Als **extreme Gewalt** gelten physische Angriffe oder Anschläge, die den Verlust von Menschenleben zur Folge haben können oder schwere Körperverletzungen darstellen. Als **Angriffe** werden Vorfälle betrachtet, bei denen Personen körperlich angegriffen werden, ohne dass diese lebensbedrohliche oder schwerwiegende körperliche Schädigungen nach sich ziehen. Diese Kategorie beinhaltet auch den bloßen Versuch eines physischen Angriffs. Unter einer **gezielten Sachbeschädigung** wird die Beschädigung oder das Beschmieren jüdischen Eigentums mit antisemitischen Symbolen, Plakaten oder Aufklebern verstanden. Dazu zählt auch die Beschädigung oder Beschmutzung von Schoah-Gedenkort, also Gedenkstätten, Gedenktafeln, Stolpersteinen, Geschäftsstellen entsprechender Organisationen sowie sonstiger Erinnerungszeichen für die Opfer der Schoah. Als **Bedrohung** gilt jegliche eindeutige und konkret an eine Person bzw. Institution adressierte schriftliche oder mündliche Androhung von Gewalthandlungen. Als **verletzendes Verhalten** werden sämtliche antisemitische Äußerungen gegenüber jüdischen/israelischen Personen oder Institutionen gefasst, aber auch antisemitische Beschimpfungen oder Kommentare gegenüber nichtjüdischen Personen und Institutionen. Dies gilt auch für online getätigte antisemitische Äußerungen, sofern diese direkt an eine konkrete Person oder Institution adressiert sind. Als verletzendes Verhalten werden auch antisemitische Beschädigungen oder das Beschmieren nichtjüdischen Eigentums gewertet. In der Kategorie **Massenzuschrift** werden schließlich antisemitische (Online-) Zuschriften erfasst, die sich an einen größeren Kreis von Personen richten.

Erscheinungsformen

Inhaltlich unterscheidet RIAS bei der Erfassung antisemitischer Vorfälle fünf verschiedene Erscheinungsformen von Antisemitismus. Beim **antisemitischen Othering** werden Betroffene aufgrund einer (angenommenen oder tatsächlichen) Zugehörigkeit zum Judentum antisemitisch konfrontiert oder als nicht zugehörig zur jeweiligen imaginierten Wir-Gruppe adressiert. **Antijudaistischer Antisemitismus** bedeutet die Verbreitung religiös begründeter antisemitischer Stereotype, beispielsweise den Vorwurf, Juden seien für den Tod Jesu verantwortlich. Wird Jüdinnen und Juden eine besondere politische oder ökonomische Macht zugeschrieben, etwa im Rahmen von Verschwörungsmaythen, so ordnet RIAS dies dem **modernen Antisemitismus** zu. **Post-Schoah-Antisemitismus** umfasst Bezugnahmen auf die nationalsozialistischen Massenverbrechen, die diese bagatellisieren oder relativieren und/oder die Erinnerung an die NS-Verbrechen ablehnen. **Israelbezogener Antisemitismus** liegt vor, wenn sich antisemitische Aussagen gegen den jüdischen Staat Israel richten, etwa wenn diesem die Legitimität abgesprochen wird.

In der Praxis ordnet RIAS einen antisemitischen Vorfall häufig mehreren Erscheinungsformen zu. Aufgrund dieser Mehrfachzuordnungen ist die Anzahl der Zuordnungen von Erscheinungsformen in der Regel höher als die Zahl der antisemitischen Vorfälle.

Datengrundlage

Ein großer Teil der dokumentierten Vorfälle wurde RIAS Bayern direkt über die mehrsprachige Meldeseite www.rias-bayern.de bzw. www.report-antisemitism.de mitgeteilt. Zudem werden jüdische und israelische Organisationen mit Sitz in Bayern regelmäßig gefragt, ob es ihnen gegenüber zu antisemitischen Anfeindungen kam bzw. melden diese selbst. Die Erfassung einer weiteren großen Zahl von Vorfällen beruht auf projekteigenem Monitoring der Presse und relevanter Veranstaltungen. Darüber hinaus fließen auch Erhebungen und Beobachtungen anderer zivilgesellschaftlicher Projekte und Träger, die ebenfalls in der Antisemitismusprävention tätig sind, in die Datenbank von RIAS Bayern ein. Darüber hinaus werden auch von den Pressestellen der bayerischen Polizei bekannt gemachte Vorfälle erfasst, sofern die für die Erfassung durch RIAS Bayern notwendigen Informationen vorliegen.

8. Fazit

Die Auswertung der 19 qualitativen Interviews ermöglicht Einblicke in die Vielfalt gegenwärtiger und zurückliegender Erfahrungen der Befragten mit Antisemitismus in ihrem schulischen und außerschulischen Alltag in Bayern. Befragt wurden jüdische Schüler:innen, Studierende, Lehrkräfte und Eltern aus Bayern, wobei Letztere vor allem von den Erfahrungen ihrer Kinder im Schulalltag berichteten. Im Folgenden werden die Ergebnisse bezogen auf die drei leitenden Fragen zusammengefasst:

1. Wie erlebten die Interviewpartner:innen vor dem 7. Oktober 2023 Antisemitismus in ihrem schulischen und außerschulischen Alltag?
2. Wie haben sich die Erfahrungen und Wahrnehmungen der Interviewpartner:innen durch den 7. Oktober verändert?
3. Welche Strategien entwickeln die Interviewpartner:innen im Umgang mit Antisemitismus und welche Wünsche oder Zukunftspläne formulieren sie?

Bezogen auf die **erste Frage** zeigte sich, dass Antisemitismus für die Mehrheit der Befragten bereits vor dem 7. Oktober ein alltägliches Problem war. Zu den Erfahrungen mit Antisemitismus, von denen sie in den Interviews am häufigsten berichteten, gehören vermeintliche Witze, verbale Herabsetzungen, stereotypisierende Zuschreibungen und judenfeindliche Klischees. Stark verbreitet waren dabei vor allem antisemitische Stereotype, die Jüdinnen und Juden Geiz, Geldgier oder eine ungerechtfertigte Vorteilsnahme unterstellen. Entsprechende Äußerungen kamen häufig von Personen, die den Interviewten nahestehen. Während Außenstehende sie oftmals nicht als problematisch wahrnahmen, erlebten die Betroffenen sie als emotional belastend und ausgrenzend. Einige Befragte berichteten von Gewaltandrohungen und Beleidigungen sowie in einem Fall von einem versuchten körperlichen Angriff.

Viele Interviewte erlebten Vorfälle von antisemitischem Othering: Sie wurden auf ihr Jüdischsein reduziert, als Vertreter:innen Israels adressiert oder anderweitig als vermeintlich nicht deutsch markiert. Einige Befragte gaben an, dass Lehrkräfte ihnen im Unterricht ungefragt die Repräsentation von Themen zuwiesen, die sie als jüdisch wahrnahmen – etwa Israel, Judentum oder Schoah. Eine solche Exposition kann Gefühle von sozialer Isolation und Bloßstellung auslösen oder verstärken. Insbesondere die Aufforderung von Lehrkräften an jüdische Schüler:innen, der Klasse „den

Holocaust zu erklären“, kann kollektive bzw. familiäre Traumata reaktivieren. Allerdings kann die Rollenzuweisung auch einen positiven Effekt haben, wie ein Befragter schilderte. Erfolgt sie einvernehmlich und respektvoll, bietet sie jüdischen Schüler:innen die Möglichkeit, den Unterricht aktiv mitzugestalten.

Zahlreiche Aussagen von Interviewten weisen auf die Alltäglichkeit von Post-Schoah-Antisemitismus im Schulalltag hin. Als besonders verletzend empfunden Befragten Äußerungen und Handlungen, welche die NS-Zeit verherrlichten, die Schoah verharmlosten oder Vernichtungsfantasien ausdrückten. Genannt wurden in diesem Zusammenhang NS-Symbolik und vermeintliche Witze, etwa in Anspielung auf die „Vergasungen“ von Jüdinnen und Juden in nationalsozialistischen Vernichtungslagern. Dass Post-Schoah-Antisemitismus an bayerischen Schulen so präsent ist, überrascht wenig. Mehrere empirische Untersuchungen – auch im schulischen Bereich – sowie Dokumentationen von RIAS Bayern zeigen einen ähnlichen Befund (siehe Kapitel 2.4, Fußnote 23, S. 34–35). So ordnete RIAS Bayern 2022 insgesamt 51 Prozent aller dokumentierten antisemitischen Vorfälle (216 von 422 Vorfällen) der Erscheinungsform Post-Schoah-Antisemitismus zu.

Besonders gravierend ist, dass nicht nur nichtjüdische Gleichaltrige, sondern in einigen Fällen auch Lehrkräfte stereotypisierende Zuschreibungen vornahmen und in Aussagen die Schoah relativierten. Mehrere Befragte berichteten auch von positiven Erfahrungen mit engagierten Lehrkräften, die empathisch und verantwortungsbewusst mit den Themen Judentum, Antisemitismus und Schoah umgehen.

Einige Interviewte schilderten Vorfälle, die dem israelbezogenen Antisemitismus zuzurechnen sind. Beispielsweise wurden jüdische Schüler:innen für die Politik Israels verantwortlich gemacht oder mit israelfeindlichen Kommentaren konfrontiert. Vor dem 7. Oktober überwogen Vorfälle der Erscheinungsformen antisemitisches Otherring und Post-Schoah-Antisemitismus jedoch deutlich gegenüber israelbezogenem Antisemitismus.

Insgesamt verdeutlichen die Aussagen der Befragten, dass Antisemitismus an bayerischen Schulen bereits vor dem 7. Oktober im Alltag präsent war und sich vor allem niedrigschwellig zeigte. Die Alltäglichkeit von Aussagen, in denen Jüdinnen und Juden symbolisch ausgegrenzt oder als „andere“ markiert werden, verbale Abwertungen und deren häufige Duldung

durch Lehrkräfte, Mitschüler:innen oder Peergroups lösten bei Betroffenen Gefühle von Unsicherheit, Isolation und permanenter Bedrohung aus. Sie führten auch dazu, dass einige Befragte sie als Normalzustand hinnahmen und erst rückblickend als antisemitisch einordneten.

Bezogen auf die **zweite Frage** nach Veränderungen infolge des 7. Oktobers lassen die Aussagen der Befragten eine deutliche Zunahme von antisemitischen Äußerungen und Handlungen erkennen. Zugleich waren die Äußerungen enthemmter, feindseliger und wesentlich häufiger auf Israel bezogen als zuvor. Die Erfahrungen der Interviewten mit Antisemitismus verweisen auch auf die zentrale Rolle digitaler Plattformen – insbesondere TikTok – bei der Verbreitung und Radikalisierung antisemitischer Inhalte, darunter Leugnungen der Schoah, Aufrufe zur Gewalt gegen Jüdinnen und Juden, Propaganda für die Terrororganisation Hamas sowie Verschwörungserzählungen im Zusammenhang mit dem 7. Oktober. Einige Befragte berichteten von nichtjüdischen Gleichaltrigen aus ihrem persönlichen Umfeld, die entsprechende Social-Media-Beiträge teilten und reproduzierten, was für die Betroffenen zusätzlich belastend war.

Die Interviews zeugen zudem von einer Verherrlichung antisemitischer Gewalt in schulischen Kontexten. Interviewte berichteten, wie Mitschüler:innen den Krieg Israels gegen die Hamas im Gazastreifen als Vorwand nahmen, um sie für die Handlungen Israels verantwortlich zu machen und verbal zu attackieren. Solche Erfahrungen führten bei den Betroffenen dazu, dass sie ihren Schulalltag zunehmend als verunsichernd und belastend wahrnahmen.

Befragte berichteten auch von einer stärkeren Präsenz von Post-Schoah-Antisemitismus nach dem 7. Oktober – in schulischen wie in außerschulischen Kontexten. Neben Relativierungen und Leugnungen der Schoah trat dieser vor allem in Form von Gleichsetzungen Israels mit NS-Deutschland auf, aber auch in anderweitigen Umkehrungen von Täter:innen und Opfern der Schoah. Obwohl mehrere Studien seit einigen Jahren die Zunahme solcher Ausdrucksformen im Schulalltag sowie das mangelnde historische Wissen nichtjüdischer Schüler:innen in Deutschland über Nationalsozialismus und Schoah belegen, überrascht besonders, wie häufig die Befragten selbst diese Erfahrungen im Schulalltag machten und wie niedrig die Hemmschwelle ihrer Mitschüler:innen war, sich in ihrem Beisein schoahrelativierend zu äußern oder sie verbal zu attackieren.

Auffällig an den Berichten war zudem die Tolerierung solch antisemitischer Aussagen durch Dritte, einschließlich Lehrkräfte.

Diese Reaktionen verdeutlichen, dass antisemitische Äußerungen im Schulalltag weitgehend normalisiert werden und ein gravierender Mangel an Empathie gegenüber den Betroffenen besteht, wodurch strukturelle und institutionelle Versäumnisse sichtbar werden. Dass Lehrkräfte solche Vorfälle tolerieren, vermittelt jüdischen Schüler:innen das Gefühl, dass ihre Sorgen und Ängste, ihre emotionalen Verletzungen, aber auch ihre Familiengeschichten keine Bedeutung haben. Demgegenüber verdeutlicht die Erfahrung eines jüdischen Lehrers, dass frühzeitiges Eingreifen, eine klare Haltung, fundiertes historisches Wissen und pädagogische Handlungskompetenz dazu beitragen können, antisemitischen Aussagen und Handlungen im Schulalltag wirksam entgegenzutreten.

Die antisemitischen Gewalttaten in Israel am 7. Oktober und die darauf folgende weltweite Entgrenzung antisemitischer Aussagen, Handlungen und Gewalttaten markieren für alle Befragten auch emotional eine tiefgreifende Zäsur. Für alle Interviewte rückte die antisemitische Bedrohungslage sehr viel stärker in den Vordergrund. Bei der Frage, von welchen politischen oder weltanschaulichen Gruppen derzeit die größte antisemitische Bedrohung ausgeht, kamen die Befragten zu unterschiedlichen Einschätzungen: Während einige den Rechtsextremismus als die größte Gefahr wahrnahmen, verorteten andere diese vor allem bei arabisch-palästinensischen bzw. muslimischen Gruppen. Grundlegend einig waren die Interviewten sich jedoch darin, dass Antisemitismus prinzipiell von allen Seiten drohe. Die jeweiligen individuellen Einschätzungen hängen dabei stark von persönlichen Erfahrungen, aktuellen Ereignissen und dem jeweiligen sozialen Umfeld ab.

Insgesamt verdeutlichen die Interviews, dass Antisemitismus nach dem 7. Oktober auch an Schulen verstärkt auftrat – mit spürbaren und möglicherweise nachhaltigen Folgen für das Sicherheits- und Zugehörigkeitsgefühl junger Jüdinnen und Juden.

Die Auswertung der Interviews zeigt bezogen auf die **dritte Frage**, dass die Befragten sehr unterschiedlich auf Erfahrungen mit Antisemitismus reagieren. Ihre Aussagen zeigen ein breites Spektrum an Umgangsweisen und Strategien, um entsprechenden Erfahrungen vorzubeugen: von Rückzug, Anpassung und Vermeidung der Sichtbarkeit als Jüdin oder Jude

über direkte Konfrontation und aktives Engagement in der Aufklärungsarbeit bis hin zur Stärkung der eigenen körperlichen Wehrhaftigkeit. Die meisten Interviewten setzen dabei nicht allein auf eine Strategie, sondern verhalten sich je nach Situation unterschiedlich. Neben individuellen Faktoren beeinflussen auch institutionelle Rahmenbedingungen die Wahl der jeweiligen Strategie. Das zeigte sich insbesondere im Schulkontext, der von asymmetrischen Machtverhältnissen geprägt ist. Die wiederholte Erfahrung fehlender Unterstützung durch Lehrkräfte oder Schulleitungen nach antisemitischen Vorfällen führte bei einigen Befragten zu einer resignativen Haltung.

Der Terrorangriff am 7. Oktober sowie eigene Erfahrungen mit Antisemitismus und der häufigen Entsolidarisierung des eigenen nichtjüdischen Umfelds führten bei vielen zu einer bewussteren Auseinandersetzung mit der eigenen jüdischen Identität und teilweise zu deren Stärkung. Als wichtigste Ressource für Resilienz und Empowerment sowie für kollektive Bewältigungsstrategien und die Stärkung der eigenen Identität nannten zahlreiche Befragte die jüdische Gemeinschaft, ihre Familie und jüdische Peergroups.

Viele Interviews verdeutlichen die Ambivalenz zwischen dem Wunsch, die eigene jüdische Identität (selbst-)bewusst und sichtbar auszuleben, und der Sorge um die persönliche Sicherheit. Nach dem 7. Oktober hat sich dieser Zwiespalt für viele Befragte deutlich in Richtung Sicherheit verschoben, sodass sie bestimmte Formen öffentlicher Sichtbarkeit als Jüdinnen oder Juden – etwa das Tragen religiöser Symbole – teilweise oder gar vollständig aufgegeben haben. Die Ambivalenz wirkt sich auch auf die Zukunftsplanung der Befragten aus: Mehrere erwägen eine Auswanderung oder ein Studium im Ausland, während andere die Hoffnung auf eine positive Veränderung der Situation in Bayern nicht (oder noch nicht) aufgegeben haben.

Vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen und Zukunftspläne formulierten die Befragten klare Erwartungen besonders an Schulen. Sie wünschten sich ein schnelles und konsequentes Reagieren auf antisemitische Vorfälle, institutionelle Unterstützung sowie präventive Maßnahmen, etwa in Form von professionell und kontinuierlich geschulten Lehrkräften und einer besseren und frühzeitigeren Aufklärung über Antisemitismus, Judentum und die Schoah.

Einige Interviewte nannten auch außerschulische Bildungsangebote wie Gedenkstättenbesuche, deutsch-israelische Austauschprogramme oder Formate der Begegnungspädagogik als ergänzende Maßnahmen zur Sensibilisierung gegen Antisemitismus. Um wirksam zu sein, müssen diese Maßnahmen jedoch kritisch reflektiert werden und eine vertiefte Auseinandersetzung mit Antisemitismus ermöglichen. Die Befragten formulierten vor allem den Wunsch, dass Antisemitismus gesellschaftlich stärker thematisiert und zurückgedrängt wird, damit Jüdinnen und Juden (nicht nur) in Bayern ein normales Leben ohne Angst und Ausgrenzung führen können.

Einige Schlussfolgerungen für die Praxis

Ausgehend von den in dieser Publikation dargestellten Ergebnissen lassen sich praxisorientierte Handlungsempfehlungen für Schulen, außerschulische Bildungsarbeit sowie für die Ausbildung von Lehrkräften ableiten.⁷⁷ Die folgenden Vorschläge basieren auf den Aussagen der Befragten. Sie sollen dazu beitragen, Antisemitismus im Schulalltag entgegenzuwirken, jüdische Identität zu stärken und die Sensibilität für jüdische Erfahrungen und Sichtweisen zu erhöhen.

- Die Ergebnisse der vorliegenden Studie unterstreichen die Dringlichkeit einer systematischen und kontinuierlichen Verankerung von Antisemitismusprävention und Bildungsmaßnahmen zu Antisemitismus, der Schoah und aktuellem jüdischem Leben im Schulunterricht – in allen Schulformen, beginnend in der Grundschule und altersgerecht aufbereitet.
- Historisch-politische Bildungsarbeit in Schulen sollte inhaltlich und strukturell gestärkt werden. Dazu gehören unter anderem mehr Unterrichtsstunden im Fach Geschichte, zusätzliche fächerübergreifende Module zur politischen Bildung sowie eine verbesserte methodisch-didaktische Vielfalt – etwa durch Projektstage, die eine vertiefte Auseinandersetzung mit jüdischer Geschichte, Gegenwart und Kultur ermöglichen, und die Einbeziehung von Expert:innen zum Thema Nahostkonflikt. Von

77 Siehe dazu Marc Grimm/Florian Beer: *Eine sichere Schule für Jüdinnen und Juden. Ein Leitfaden für die antisemitismuskritische Schulentwicklungsarbeit in 35 Fragen und Antworten*. EMPATHIA³ Working Paper Series, No. 02, 2024, <https://doi.org/10.46586/E3.330>.

zentraler Bedeutung ist auch die Förderung der Medienkompetenz von Schüler:innen, die gezielt die Herausforderungen digitaler Angebote, insbesondere von Social-Media-Plattformen, adressiert.

- Im Einklang mit einschlägigen Forderungen zahlreicher Expert:innen sollten historisches Wissen über Nationalsozialismus und Schoah sowie pädagogische Strategien im Umgang mit Antisemitismus zu verpflichtenden Teilen der Lehrkräfteausbildung werden. Zugleich ist es notwendig, dass Lehrkräfte durch kontinuierliche Fortbildungen befähigt werden, aktuelle Erscheinungs- und Ausdrucksformen von Antisemitismus zu erkennen und adäquat darauf zu reagieren.
- Bei der Vermittlung historischen Wissens über den Nationalsozialismus und die Schoah ist es essenziell, den Schüler:innen zu vermitteln, dass eliminatorischer Antisemitismus die entscheidende Voraussetzung für die Schoah war. Antisemitismus muss daher als zentrales Thema der historischen Bildungsarbeit zur Schoah berücksichtigt werden – sowohl in Schulen als auch in KZ-Gedenkstätten.
- Die Auseinandersetzung mit Antisemitismus sollte sich allerdings nicht auf die Zeit des Nationalsozialismus beschränken, sondern auch die historischen Kontinuitäten, Wandelbarkeit und Funktionen von Antisemitismus in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten in den Blick nehmen.
- Die Einbeziehung jüdischer Erfahrungen in die historisch-politische Bildungsarbeit zu Antisemitismus – etwa durch biografische Texte, Begegnungsformate, Videointerviews oder Filme – kann die Empathie mit Jüdinnen und Juden befördern und so auch zur Auseinandersetzung mit strukturellen Ursachen von Antisemitismus motivieren.

Die genannten Vorschläge bieten keine Garantie für eine wirksame Prävention von Antisemitismus, da es sich um ein jahrhundertealtes, gesamtgesellschaftliches Phänomen handelt, das nicht allein mit Bildungsmaßnahmen bekämpft werden kann. Schulen stoßen hier an klare Grenzen in Form von institutionellen Rahmenbedingungen – etwa die Überlastung von Lehrkräften, verdichtete Unterrichtsstunden, (zu) große Klassen oder die thematisierten Mängel in der Aus- und Fortbildung des pädagogischen Personals. Vor diesem Hintergrund ist es aus der

Sicht jüdischer Schüler:innen und Lehrkräfte umso wichtiger, dass ihre Erfahrungen ernst genommen und in der schulischen Praxis aufgegriffen werden.

Für Betroffene ist Antisemitismus keine abstrakte Gefahr, sondern eine reale, spürbare Bedrohung, die sie direkt und persönlich betrifft. Die vorliegende Publikation möchte dazu beitragen, dass die Erfahrungen, Einschätzungen und Bedarfe von Jüdinnen und Juden im Schul-(Alltag) stärker berücksichtigt werden und Schulen sowie Lehrkräfte vorhandene Handlungsspielräume sowie pädagogische Strategien besser nutzen. Ziel ist es, die Sichtbarkeit und den Schutz jüdischer Schüler:innen und Lehrkräfte zu stärken, sie besser zu unterstützen und Antisemitismus im (schulischen) Alltag wirksamer zu begegnen.

Download der Publikation „Free Palestine from German guilt?“
Israelbezogener Antisemitismus in Bayern nach dem 7. Oktober unter:

https://report-antisemitism.de/documents/Israelbezogener-Antisemitismus_in_Bayern_nach_dem_7_Oktober.pdf



Nachwort

Diese RIAS-Dokumentation eröffnet eine unverzichtbare Perspektive auf den Antisemitismus im Freistaat Bayern: Es kommen 19 Jüdinnen und Juden zu Wort, die zu ihrer Sicht auf den Antisemitismus, den 7. Oktober 2023 sowie nach ihrem Umgang mit dieser Katastrophe befragt wurden.

Der 7. Oktober 2023 ist ein erneuter Zivildisaster. Denn – wie die israelische Soziologin Eva Illouz schrieb – machte das Massaker, etwa während des Supernova-Festivals in der Nähe des Kibbuz Re'im in Israel, viele Menschen glücklich. Freudige Reaktionen auf einen Terroranschlag, der für Jüdinnen und Juden der tödlichste Tag seit der Schoah war, veranlassten Illouz zu dieser Aussage. In New York und in Paris, aber eben auch in Deutschland und Bayern wurde das antisemitische Morden gefeiert.

Infolge dieses Massakers ist die Solidarität mit Jüdinnen und Juden auch innerhalb unserer Gesellschaft nicht gewachsen, sondern hat nachweislich abgenommen. Gleichzeitig haben antisemitische Anschläge zugenommen. Es gab und gibt viel Solidarität mit Palästinenserinnen und Palästinensern in Deutschland und in Gaza. Die Bilder aus dem zerstörten Gazastreifen und die menschenunwürdige Situation dort machen dies nachvollziehbar und auch nötig. Doch polarisierende Opferkonkurrenz ist sinnlos.

Der Anschlag vom 15. Dezember 2023 auf eine jüdische Festversammlung zu Chanukka am Strand von Sydney war eine weitere antisemitische, katastrophale Gräueltat. Jüdinnen und Juden sind weltweit durch die grausame Realität eines mörderischen Antisemitismus mit Leib und Leben bedroht. Dieser führt dazu, dass sich jüdische Menschen, Schüler:innen und Studierende sowie auch Lehrende an Schulen und Universitäten zunehmend aus der Öffentlichkeit zurückziehen. Es braucht nicht gefragt zu werden, warum im Dezember 2023 kaum noch Chanukka-Leuchter in den Fenstern standen. Es kann nicht überraschen, dass sich viele jüdische Menschen in der Öffentlichkeit nicht mehr mit jüdischen Symbolen zeigen wollen.

Wer sich mit dieser Realität auseinandersetzt, dem dürfte ebenfalls klar sein, welche Bedeutung der Schutz von jedem einzelnen jüdischen Menschen in unserer Gesellschaft hat. Und wer einmal davon träumte, dass jüdische Einrichtungen keinen Polizeischutz mehr brauchen, wird nun durch eine Wirklichkeit belehrt, in der es mit substantieller Dringlichkeit für diese Gesellschaft darum geht, Gewaltanschläge auf jüdische Gemeinden und Einrichtungen effektiver als bislang verhindern zu müssen.

Blicken wir in die Schulen, gibt es häufig keine expliziten Regelungen, die Antisemitismus sanktionieren. An vielen Orten fehlt es an klaren Strukturen des Vorfallesmanagements und der Prävention. Diese müssen in der Breite schnell und effektiv realisiert werden. Für jüdische

Schülerinnen und Schüler ist die derzeitige Bedrohung ihres persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens schwer auszuhalten. Es ist eine enorme psychische Belastung, sich permanent in unsicheren Situationen zu befinden und diese dauerhaft ertragen zu müssen. Der vorliegende RIAS-Bericht entfaltet in persönlicher Perspektive und damit sehr konkret, wie bedeutsam der Schutz von jüdischen Schülerinnen und Schülern im Schulalltag generell und im eigenen Klassenraum ist.

Die Hälfte der Interviewten der Untersuchung gehen noch zur Schule, weitere sind Studierende und Referendarinnen und Referendare unter dreißig Jahren, die Elternteile sind jünger als 50 Jahre. Das Sample veranschaulicht außerdem, dass jüdische Identität in Bayern häufig mit Migrationserfahrungen verbunden ist. Diese erzeugen eine eigene Spezifik in der Auseinandersetzung mit dem „Land der Täter:innen“, wie es insbesondere für Migrant:innen aus der ehemaligen Sowjetunion und ihren Nachkommen nachvollziehbar wird. Während Jüdinnen und Juden nach dem 7. Oktober 2023 zwar deutlich vorsichtiger darin geworden sind, ihre Identität öffentlich sichtbar zu zeigen, haben die jungen Interviewten erfreulicherweise eine viel selbstbewusstere Verbindung zu ihrer jüdischen Identität als ihre Vorfahren. Dies gilt, auch wenn insgesamt konstatiert wird, dass sich jüdische Identität in Deutschland in einem Spannungsfeld zwischen Sichtbarkeit und Rückzug bewegt.

Die hier befragten jungen Menschen setzen überwiegend auf Sichtbarkeit: Sie bestehen erstens darauf, dass die Antisemitismusbekämpfung nicht auf jene Stimmen verzichten kann, deren Familien die Schoah erlitten haben und noch heute unter ihren Folgen leiden. Die Institution Schule ist für die Befragten weiterhin eine tragende Säule demokratischer Bildung und zugleich ein Ort, an dem diese täglich auf die Probe gestellt wird. Deshalb erwarten sie von ihrem Bildungssystem ein schnelles und konsequentes Reagieren auf antisemitische Vorfälle, institutionelle Unterstützung sowie präventive Maßnahmen, etwa in Form von professionell und kontinuierlich geschulten Lehrkräften und einer besseren und frühzeitigeren Aufklärung über Antisemitismus, Judentum und die Schoah.

Die genannten Maßnahmen überraschen nicht. Sie sind bereits häufig gefordert worden, und es wird an einigen Orten in der Republik und von verschiedenen schulischen und nicht-schulischen Bildungseinrichtungen an der Operationalisierung antisemitismuskritischer Bildungsmaßnahmen gearbeitet. Bislang haben sie jedoch kaum zu einer wirkungsvollen Bekämpfung von Antisemitismus in der Schule und in der Gesellschaft insgesamt geführt. Eine intensive Auseinandersetzung mit den Barrieren, die hier offensichtlich abgebaut werden müssen, ist nötig. Schulen und Bildungssysteme allein werden dies sicherlich nicht vermögen. Aber die Verantwortlichen für Schulen und Hochschulen, jede einzelne Schulleitung und jede Lehrkraft, sind dennoch zentral für diesen Prozess,

denn nicht nur ihr eigenes Engagement, sondern auch ihre Ämter eröffnen ihnen die Möglichkeit, sich öffentlich und transparent dazu zu entschließen, proaktiv für eine demokratische, diversitätsorientierte und antisemitismuskritische, angstfreie Bildung einzutreten. Was sie brauchen, um ebenso aktiv zu werden, ist zeitnah gemeinsam mit ihnen zu ermitteln.

Häufig werden soziale Medien als Treiber für antisemitische Gewalt gesehen. Zugleich müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass fast 60 Prozent der antisemitischen Vorfälle, die RIAS Bayern aus dem schulischen Bereich gemeldet wurden, sich von Angesicht zu Angesicht ereigneten. Möglicherweise bestehen Zusammenhänge zwischen Online-Enthemmungsprozessen und Offline-Antisemitismus, sofern sich beide überhaupt noch trennscharf voneinander sehen lassen können. Klar ist jedoch, dass die RIAS-Bayern-Zahlen nur die Spitze des Eisbergs sichtbar machen. Die in diesem Band für den schulischen Bereich dokumentierten antisemitischen Vorfälle von 2019 bis Juli 2025 verdeutlichen eindrücklich, wie bedrohlich die Zahl der Vorfälle insbesondere nach dem 7. Oktober 2023 angewachsen ist.

Prof. Dr. Ilona Nord, Leiterin des Zentrums für antisemitismuskritische Bildung an der Universität Würzburg (CCEA) sowie des Studienprogramms „Zertifikat der Antisemitismuskritischen Bildung für Unterricht und Schule“ (ZABUS), Inhaberin des Lehrstuhls für Religionspädagogik am Institut für Ev. Theologie.

Lassen Sie das Jahr 2026 zu einem Jahr werden, in dem wir Monat für Monat darauf achten, das Vertrauen von jüdischen Kindern und Jugendlichen zu stärken, dass die Schule für sie ein Ort der Bildung ist. Dies geschieht zum Beispiel, indem Schulen und weitere Bildungseinrichtungen ihr Programm klar antisemitismuskritisch ausrichten. Lehrkräfte und weiteres pädagogisches Personal müssen sich bei Verantwortlichen in der Schulleitung und den für sie zuständigen polizeilichen Dienststellen Hilfe holen können, um bei antisemitischen Vorfällen wirkungsvoll eingreifen zu können. Schaffen wir in unseren Umfeldern präventiv wirksame Strukturen. Antisemitismuskritische Bildung darf nicht allein von einzelnen engagierten Personen abhängen. Damit das Leben für Jüdinnen und Juden in Bayern sicherer wird. Es macht noch immer einen Unterschied, was und wie wir es tun.





Bestellen Sie unsere
Publikationen unter:
info@rias-bayern.de

Weiterführende Informationen

Das Themenportal **Bayern gegen Antisemitismus** unterstützt Lehrkräfte in Bayern dabei, antisemitische Erscheinungsformen zu erkennen und zurückzuweisen. Es wird vom Staatsinstitut für Schulqualität und Bildungsforschung (ISB) im Auftrag des Bayerischen Ministeriums für Unterricht und Kultus bereitgestellt und bietet unter anderem Materialien für den Unterricht, Fallbeispiele zum Umgang mit antisemitischen Situationen sowie Handlungsempfehlungen für Schulen an.
→ <https://www.gegen-antisemitismus.bayern.de/>

Opferberatungs- und Antidiskriminierungsstellen:

Ofek e.V., Beratungsstelle bei antisemitischen Vorfällen und Übergriffen, bietet psychosoziale Unterstützung und Krisenintervention, Fachberatung für Schulen, Hochschulen und andere Institutionen:
→ <https://ofek-beratung.de/>

Before e.V., Beratungs- und Antidiskriminierungsstelle in München:
→ <https://www.before-muenchen.de/>

Fachstelle für Demokratie, städtische Anlaufstelle der Landeshauptstadt München bei Diskriminierung, Antisemitismus und rechtem Hass an Schulen:
→ www.muenchen.de/demokratie

B.U.D., Beratungsstelle für Betroffene rechter, rassistischer und antisemitischer Gewalt in Bayern (außer München); im Netzwerk der **Landeskoordinierungsstelle (LKS) Bayern gegen Rechtsextremismus** des Bayerischen Jugendrings:
→ <https://bud-bayern.de/>

Mobile Beratung gegen Rechtsextremismus in Bayern, unterstützt Menschen und Einrichtungen bei Problemlagen mit rechtsextremen Hintergründen und hilft bei der Entwicklung von Handlungsstrategien; im Netzwerk der **LKS Bayern**:
→ https://bundesverband-mobile-beratung.de/mobile_teams/mobile-beratung-gegen-rechtsextremismus-in-bayern/

F.U.E.R., Beratungsangebot für Familien, Angehörige, Freund:innen, das soziale Umfeld sowie Fachkräfte aus Pädagogik, Sozialer Arbeit und Bildungseinrichtungen im Falle einer extrem rechten Einstellung von Personen; im Netzwerk der **LKS Bayern**:
→ <https://www.lks-bayern.de/beratung-bildung/fuer>

Ausgewählte Bildungsangebote:

Max Mannheimer Studienzentrum Dachau, bietet unter anderem das Projekt „Digital Storytellings“ an. Jugendliche setzen sich mithilfe von digitalem Erzählmaterial mit Antisemitismus und jüdischem Leben auseinander. Das Onlinematerial ist auch für Multiplikator:innen gedacht:
→ <https://mmsz-dachau.de/pageflow-projekt/>

Europäische Janusz Korczak Akademie, Bildungsprogramme zu jüdischer Kultur, Geschichte und gesellschaftlichen Themen wie Antisemitismusprävention und Demokratie an:
→ <https://www.ejka.org/bildungsangebote/schulische-einrichtungen/>

Das **Landesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement Bayern (LBE)** bietet unter anderem das Projekt „Blickwechsel“ mit Workshops, Seminar- und Begegnungstagen an. Ziel ist es, ein stärkeres Bewusstsein für verschiedene Formen von Antisemitismus zu schaffen, persönliche Begegnungen mit Jüdinnen und Juden zu ermöglichen und jüdische Institutionen mit Einrichtungen des bürgerschaftlichen Engagements zu vernetzen:
→ <https://www.ehrenamt.bayern.de/ueber-uns/lbe/projekte/blickwechsel.php#sec3>

ReThink / ReACT, ReFLECT – Workshops und Fortbildungen (auch online) der Mansour-Initiative für Demokratieförderung und Extremismusprävention (MIND prevention) GmbH, richten sich an Schüler:innen und Auszubildende mit Migrations- oder Fluchterfahrung sowie an Lehrkräfte im Bereich Radikalisierungsprävention:
→ <https://www.mind-prevention.com/projekte>

Der **Bundesverband RIAS** bietet Bildungsmaterialien, kostenfreie Workshops und Fortbildungen an:
→ <https://report-antisemitism.de/education/>

Im virtuellen Methodenkoffer gegen Antisemitismus „MALMAD“ der **Servicestelle für Antidiskriminierungsarbeit, Beratung bei Rassismus und Antisemitismus (SABRA)** finden sich Hintergrundinformationen, eigens entwickelte Methoden sowie komplette Module für die Bildungsarbeit:
→ <https://www.sabra-jgd.de/malmaid/>

Begegnungsformate:

Meet a Jew, ein Projekt des Zentralrates der Juden in Deutschland, bei dem jüdische Menschen vor allem in Bildungseinrichtungen über ihr Leben und ihre Erfahrungen im Dialog mit den Teilnehmenden sprechen:
→ <https://www.meetajew.de/>

Coffee with a Jew, ein Münchner Begegnungsprojekt, bei dem Nicht-jüdinnen und Nichtjuden mit jüdischen Gesprächspartner:innen ins Gespräch kommen:
→ <https://netzwerk-juedisches-bayern.de/beitrag/auf-einen-kaffee-mit-coffee-with-a-jew>

Weiterführende Literatur:

Julia Bernstein, *Antisemitismus an Schulen in Deutschland. Befunde – Analysen – Handlungsoptionen*, Weinheim 2020. Die umfassende soziologische Studie basiert auf qualitativen Interviews mit Schüler:innen und Lehrkräften. Sie bietet empirische Einblicke in schulische Praxis und stellt konkrete Handlungsmöglichkeiten für den pädagogischen Umgang mit Antisemitismus an Schulen und darüber hinaus dar:

→ <https://www.beltz.de/fachmedien/paedagogik/produkte/details/42941-antisemitismus-an-schulen-in-deutschland.html>

Marina Chernivsky/Friederike Lorenz/Johanna Schweitzer, *Antisemitismus im (Schul-)Alltag. Erfahrungen und Umgangsweisen jüdischer Familien und junger Erwachsener*. Kompetenzzentrum Prävention und Empowerment der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V., Berlin 2020. Die Studie befasst sich mit der Frage, wie Antisemitismus an Schulen in Erscheinung tritt und durch jüdische (ehemalige) Schüler:innen und Familien wahrgenommen und eingeordnet wird. Sie ist Teil einer Studienreihe, in der auch Befunde aus einzelnen Bundesländern beleuchtet werden:

→ https://www.vielfalt-mediathek.de/wp-content/uploads/2021/03/ZWST_Antisemitismus-im-Schul-Alltag_vielfalt-mediathek.pdf

democ e.V., *Virtuelle Normalitäten. Israelbezogener Antisemitismus in digitalen Räumen. Hintergrundwissen und Methoden für die pädagogische Praxis*, Berlin 2026.

Die Beiträge diskutieren theoretische Hintergründe, sowie konkrete Handlungsempfehlungen und Strategien, um Narrativen des israelbezogenen Antisemitismus im Unterricht zu begegnen. Als PDF auf

→ <https://democ.de/> verfügbar.

Julia Eder/Anke Zimmermann/Robert Andreasch, *Antisemitismuskritische Bildungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen*, Straubing 2025.

Die Publikation bietet theoretische Grundlagen und praxisorientierte Ansätze für die pädagogische Arbeit. Bestellbar unter:

→ roman.schaffner@straubing.de

Marc Grimm/Florian Beer, *Eine sichere Schule für Jüdinnen und Juden. Ein Leitfaden für die antisemitismuskritische Schulentwicklungsarbeit in 35 Fragen und Antworten*. EMPATHIA³ Working Paper Series, No. 02, 2024. Der praxisorientierte Leitfaden zum Umgang mit Antisemitismus an Schulen:

→ <https://doi.org/10.46586/E3.330>

Samuel Salzborn (Hrsg.), *Schule und Antisemitismus. Politische Bestandsaufnahme und pädagogische Handlungsmöglichkeiten*, Weinheim 2021. Die Autor:innen analysieren Antisemitismus in Schulen als gesellschaftlich verankertes Problem und diskutieren Rahmenbedingungen sowie Herausforderungen im Umgang damit:

→ <https://www.beltz.de/fachmedien/paedagogik/produkte/details/45870-schule-und-antisemitismus.html>

Report Antisemitism!

Contact us if you are affected
by **antisemitism** or are a witness
to **antisemitic incidents**!

Our service is **confidential**,
anonymizing, and we stand
unequivocally at the side
of those affected.

Сообщите об антисемитском инциденте!

Свяжитесь с нами, если Вы
столкнулись с антисемитизмом
или являетесь **свидетелем**
антисемитских инцидентов!

Наша работа **конфиденциальна**,
анонимна и мы на
стороне потерпевших.

Antisemitismus melden!

Wenden Sie sich an uns,
wenn Sie von **Antisemitismus**
betroffen oder **Zeuge** von
antisemitischen Vorfällen sind!

Wir arbeiten **vertraulich**,
anonymisierend und **parteilich**.



tel. 089 1 22 23 40 60
rias-bayern.de
info@rias-bayern.de

RIAS Bayern befindet sich in
der Trägerschaft des

VEREIN FÜR **AUFKLÄRUNG**
UND **DEMOKRATIE E.V.** 

gefördert vom



Bayerisches Staatsministerium für
Familie, Arbeit und Soziales

Die Veröffentlichungen
stellen keine
Meinungäußerung
des StMAS dar. Für
inhaltliche Aussagen tragen
die Autor:innen die
Verantwortung.



RIAS Bayern

Recherche- und Informationsstelle
Antisemitismus Bayern

unsere Angebote

Vertrauliche Annahme von Meldungen

antisemitischer Vorfälle

Unterstützung bei Anzeigenstellung

Vermittlung von weitergehenden Unterstützungs-

angeboten (juristisch, psychologisch, politisch
sowie Betroffenenberatung)

Unterstützung bei öffentlicher Kommunikation

der Erfahrungen

Auskünfte über antisemitische Ausdrucksformen,

Gruppen und Ereignisse

Jederzeit können Sie Ihre Erfahrungen und Beobachtungen antisemitischer Vorfälle über die Meldeseite **www.rias-bayern.de** oder die Telefonnummer 089 122 23 40 60 mitteilen.

f facebook.com/RIASBayern **@** instagram.com/rias_bayern

t twitter.com/Report_Antisem (Account des Bundesverbands)